

www.e-rara.ch

Das Buch der 6. Klasse

Britt, Peter

Glarus, 1909

Stiftung Pestalozzianum

Shelf Mark: LA 1296

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-93656>

Gedichte und Erzählungen.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Gedichte und Erzählungen.

Frühlingsliedchen.

1. Der Frühling hat sich eingestellt;
wohlan, wer will ihn sehn?
Der muss mit mir ins freie Feld,
ins grüne Feld nun gehn.
2. Er hielt im Walde sich versteckt,
dass niemand ihn mehr sah.
Ein Vöglein hat ihn aufgeweckt;
jetzt ist er wieder da.
3. Jetzt ist der Frühling wieder da;
ihm folgt auf seinem Gang
nur lauter Freude fern und nah
und lauter Spiel und Sang.
4. Und allen hat er, gross und klein,
was Schönes mitgebracht,
und soll's auch nur ein Sträusschen sein,
er hat an uns gedacht.
5. Drum frisch hinaus ins freie Feld,
ins grüne Feld hinaus!
Der Frühling hat sich eingestellt;
wer bliebe da zu Haus?

Edle Reiser.

1. Vorfrühling war's. Noch schlief in treuer Hut
von zartem Flaum umgeben Blatt und Blüte,
so, wie ein Kind im Arm der Mutter ruht,
getreu beschützt von ihrer Lieb' und Güte.

2. Da stieg der Vater mit dem Sohn hinan
zum Hügel, wo ein Bäumchen er gezogen
am graden Stabe; denn der wackre Mann
war auch den wilden Jungen wohl gewogen.
3. „Sieh hier den Ast; es trüge seine Art
nur herbe Früchte“, sprach der weise Alte,
„schnitt ich nicht ab ihn, würd' er nicht gepaart
mit diesem Edelreis, das Gott erhalte.
4. In Eins verwachsen Stamm und Zweiglein fest,
und aus dem Wildling wird ein edel Wesen.
Das wächst empor, und trotzend rauhem West
trägt es nach Jahren Früchte, auserlesen.“
5. Der Knabe sinnt; da spricht der Vater weis':
„So wird das junge Herz von wilden Schossen
befreit, auf dass der Tugend Edelreis
an ihrer Stelle treibe kräft'ge Sprossen.
6. Und diese wachsen, und nach Jahr und Tag
erblüht der Jüngling wie die jungen Bäume.
Es künden Früchte sich von gutem Schlag,
und Wirklichkeit sind deines Vaters Träume.“

Morgenlied.

1. Verschwunden ist die finstre Nacht;
die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
die Sonne kommt mit Prangen
am Himmel aufgegangen.
2. Sie scheint in Königs Prunkgemach;
sie scheint durch des Bettlers Dach,
und was in Nacht verborgen war,
das macht sie kund und offenbar.
3. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
der über diesem Haus gewacht,
mit seinen heil'gen Scharen
uns gnädig wollt' bewahren.
4. Wohl mancher schloss die Augen schwer
und öffnet sie dem Licht nicht mehr;
drum freue sich, wer neu belebt
den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

Rätsel.

1. In stiller Anmut kommt's gezogen,
wie Rosenhecken blüht es auf,
und durch des Äthers blaue Wogen
steigt es mit goldner Pracht herauf.
Kannst du des Rätsels Lösung finden?
Zwei Silben mögen dir's verkünden.
2. Wohl gibt es eine mächt'ge Herde,
von keinem Auge noch gezählt;
sie weidet herrlich fern der Erde,
vom Glanz des ew'gen Lichts beseelt.
Willst du der Lämmer Namen kennen,
die dritte Silbe wird ihn nennen.
3. Am frühen Tag erscheint das Ganze
und steigt empor mit heitrem Sinn,
und in des Morgens jungem Glanze
verkündets die Gebieterin
und folgt ihr nach durch alle Weiten. —
Sprich, kannst du mir das Rätsel deuten?

Die Weiden am Bache.

1. Es stehen zwei Weiden am plätschernden Bach;
die schliefen wie tot; nun sind sie wach.
Nun haben sie offen die Äugelein
und blicken munter ins Wasser hinein.
Sie treiben aus ihrem grünen Haus
die flockigen, wolligen Blüten heraus
und sagen: „Der liebe Lenz will kommen!
Er hat uns die Bind' vom Aug' genommen.“
2. Am Mittag kam ein Bienchen geflogen,
hat an den Blüten sich satt gesogen;
dann sprach's: „Danke für die erste Gabe!
Jetzt eil' ich, dass ich die Königin labe.
Und morgen, wenn wehet ein linder Hauch,
so kommen die lieben Schwestern auch,
gehn zu Gaste bei euch und summen im Chor
das erste Frühlingslied euch vor!“
Die Weiden haben's gern vernommen;
„Kommt alle nur; ihr seid willkommen!“

Säerspruch.

Bemesst den Schritt! Bemesst den Schwung!
 Die Erde bleibt noch lange jung!
 Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht.
 Die Ruh ist süß. Es hat es gut.
 Hier eins, das durch die Scholle bricht.
 Es hat es gut. Süß ist das Licht.
 Und keines fällt aus dieser Welt,
 und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

Das Korn.

Wer hat das Feld so gut bestellt?
 Der Landmann, der von früh bis spät
 im Herbst den Samen ausgesät!
 Als Frühling kam, einst über Nacht,
 da ist der Samen aufgewacht.
 Aus jedem Korn ein Hälmdchen ward,
 zuerst noch klein und fein und zart;
 doch als der Sommer kam heran,
 da fing das Korn zu wachsen an,
 ward gelb und reifte mehr und mehr,
 und seine Ähren wurden schwer.
 Bald wird vom Landmann, der gesät,
 das reife Korn nun abgemäht.
 Und wenn es dann in kurzer Frist
 gedroschen und gemahlen ist,
 so backt der Bäcker Brot daraus;
 das tragen wir vergnügt nach Haus
 und danken Gott, der all die Saat
 so reichlich uns gesegnet hat.

Was der Bauer über seine Arbeit denkt.

Hatte man je einen solch herrlichen, vielversprechenden Wonnemonat gesehen? Des Morgens die Fülle glitzernden Taues, dass die Gräser davon triefen; des Tages über prächtiger warmer Sonnenschein, blauer Himmel und wohlthätige Windstille, eine Witterung, so recht dazu angetan, die Vegetation aus dem Boden hervorzuzaubern und zu üppigem Wachstum zu fördern. Die Obstbäume, ja selbst die Dornsträucher über und über mit buntem Blust behangen, eine wahre Wohl-

lust, die blüthduftgefüllte Mailuft einzuzatmen. Dazu der freuden-
nährische Vogelsang, der vielstimmige Jubel im Hain und
droben in den sonnigen Lüften.

Der Schildhöfer und sein Sohn waren mit Pflug und Ge-
spann zu Feld gezogen, um den Acker noch beförderlichst mit
Kartoffeln zu bestellen, nachdem die Roggensaar eingegraset
worden war. Auch der Bauer schien angesichts der prächtigen
Witterung und der sich herrlich entfaltenden Vegetation in ge-
hobener, schaffensfreudiger Stimmung zu sein. Nachdem er
sich zur Neunuhrpause neben seinen Sohn auf den Pflugbaum
gesetzt und mit dem Hemdärmel den Schweiß von der
runzligen Stirn gewischt hatte, sprach er mit einer Art An-
dacht und Feierlichkeit: Arbeit macht das Leben süß —
wie wahr ist doch dieses Sprichwort! Gleich wie der Schlaf
für den Menschen als eines der wohlthätigsten Geschenke Gottes
zu betrachten ist, so verhält es sich auch mit der Arbeit. Ich
kann es nicht begreifen, dass es Menschen geben kann, die
die Arbeit scheuen und verachten, und wie sie es zustande
bringen, den lieben langen Tag auf müßige, unnütze Weise
totzuschlagen. Die Arbeit erhält uns bei Kraft und Gesundheit,
verleiht uns Schlaf und Appetit, schützt uns vor Langweile und
törichten, sündhaften Gedanken. Gibt es für den Menschen
eine grössere innere Befriedigung als diejenige, welche wir
nach einem redlich vollbrachten Tagewerk, nach Vollendung
einer Nutz' und Ehr' bringenden Arbeit empfinden? Mich
dünkt, wenn ich nicht mehr arbeiten könnte, hätte ich auch
keine Freude mehr am Leben.

Und das Bauerngewerbe, sofern nur einigermaßen Gottes
Segen dabei ist, bleibt doch alleweil das schönste. Schon das
gesunde, fröhliche Hantieren im Freien draussen statt in der
eingeschlossenen Stubenluft; dann das stolze, erhabene Gefühl,
das einen bei dieser Beschäftigung überkommt! Mit dem
Pfluge lockern wir das harte Erdreich und helfen mit der Hacke
fleissig nach. Darauf schreite ich mit dem Säsack auf der
Schulter über den Acker hin und streue mit kundiger Hand
den Samen aus, und der liebe Gott lässt ihn aufgehen und ge-
deihen. Ich selbst komme mir dabei vor wie ein Werkzeug
der göttlichen Schöpfungskraft, die den Menschen mit dem not-
wendigsten Nahrungsmittel, dem täglichen Brot, versieht. Und
der Winter deckt die Saaten zu mit einer warmen, schützen-
den Schneehülle; die Natur ruht aus, um zu neuem Schaffen
zu erwachen, wann die Zeit um ist und die Sonne lockt. Der

Bauersmann sieht seine Wiesen grünen, die Saaten erstarren, die Obstbäume sich belauben und blühen, die Gemüsesamen keimen und emporwachsen. Tausend freudige Hoffnungen erfüllen sein Herz. Welche Freude, wenn uns ein munteres Kälblein oder ein kräftiges Füllen geworfen wird und dabei alles gut abläuft, oder wenn des Morgens junge Lämmlein im Stall herumhüpfen oder im Schweinepferch allerliebste kleine Ferkel schnodern und grunzen!

Man stellt allerhand freudige Rechnungen an, hofft auf kommenden reichlichen Gewinn. Und schlägt im Laufe der Jahre auch diese oder jene Rechnung fehl, so entstehen stets wieder andere. Bei allen Widerwärtigkeiten hält uns der fromme Glaube aufrecht, dass es nimmer in Gottes Willen liegen kann, das älteste und unentbehrlichste Gewerbe, den Bauernstand, zu Grunde gehen zu lassen.

Das Vogelnest.

1. Tritt leise, Kind, dass ich das Nest dir zeige;
die kleine Wiege ruht auf schwankem Zweige.
Still, reg' dich nicht, und bleibe ruhig stehn!
Ich hebe dich empor; du sollst es sehn.
2. Bei Seite heb' ich sacht der Zweige Spitzen;
siehst du nicht dort zwei scharfe Äuglein blitzen?
Sie blicken nach uns beiden unverwandt!
Das Vöglein dort sitzt auf sein Nest gebannt.
3. Jetzt regt es sich; husch! ist's davon geflogen;
doch naht es uns in immer kleinern Bogen
und klagt und mahnt, wir sollen wieder gehn.
Hast du die Eierchen im Nest gesehn?
4. Kaum sind wir fort, so fliegt das Vöglein wieder
aufs Nest und breitet sorgsam sein Gefieder
und sitzt auf seinen Eiern unbewegt,
bis sich geheimnisvoll das Leben regt.
5. Es pickt und pickt, und wenn ein Ei zerbrochen,
so kommt ein Vöglein an das Licht gekrochen,
ein winzig Ding; die Mutter deckt es zu;
denn nackt kam's auf die Welt wie einst auch du.

6. Bald hockt ein ganzes Häuflein in der Wiege.
Der Vater bringt ein Würmlein, eine Fliege,
ein Räuplein, das am grünen Blatt genascht,
ein Mücklein, das er flink im Flug erhascht.
7. So nährt er sie; bald folgt ihm hin und wieder
die Mutter auch, fliegt suchend auf und nieder
und hilft mitsorgen für die kleine Schar,
bis jedem wuchs ein Kleid und Flügelpaar.
8. Dann geht es husch! und husch! bis sich die Jungen
mit flüggen Flügeln aus dem Nest geschwungen.
Im Wald zerstreut sich flink das kleine Heer,
und in dem Busche bleibt das Nestchen leer.
9. Und ist es leer auf seinen schmalen Zweigen,
dann holen wir's, und dann will ich dir zeigen,
wie voller Kunst, wie zierlich weich und fest
ein Vöglein baut für seine Brut das Nest.

Sperlingsbrauch.

1. Auf's Fensterbrett hin streut' ich Brocken,
um arme Vögel anzulocken.
Nicht lange dauert' es, da kam
ein Sperling, der ein Krümchen nahm,
2. Und flog davon. Warum nicht blieb
er da und ass, so viel ihm lieb?
Warum nicht nahm er, was ich streute,
Für sich gleich in Empfang als Beute?
3. Er flog davon. — Bald kam er wieder
und brachte mit drei Sperlingsbrüder
und speist' mit ihnen seelenfroh.
Wer von uns Menschen macht es so?

Die geblendete Schwalbe.

Der erste Mensch, den ich zum Sterben sich vorbereiten sah, war unser Knecht Domini. Seither weiss ich, dass wir in der letzten Stunde strenges Gericht über uns selber halten.

Es war an einem Frühlingsnachmittag. Ich schlenderte von der Schule nach unserm Hofe zurück und stand unter jedem Birn- und Apfelbaum still, um auf das Summen der

Bienen zu horchen, die oben in den Kronen ihr geschäftiges Wesen trieben. Auf einmal hörte ich Gezwitscher über mir. „Die Schwalben sind da“, dachte ich und spähte ins Blaue, wo sich etwas Dunkles mutwillig wie ein Schmetterling schaukelte; „nun wird sich unser Domini freuen“, und ich eilte die Halde hinunter, um ihm die frohe Botschaft zu bringen.

Domini war lange Jahre Knecht in unserm Hause gewesen; wir betrachteten ihn wie unsern Grossvater, und er verdiente unsere Liebe; denn er meinte es immer gut, nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit den Tieren. Wenn er in den Stall trat, so ging von vorn bis hinten eine Bewegung, und kein Stück Vieh versäumte es, ihm Hand oder auch Gesicht zu belecken, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot. Auch den übrigen Haustieren, dem weissen Spitzhund und den Katzen, war er ein guter Freund. Er duldete es nicht, dass wir sie unfreundlich behandelten. Er tappte er einen von uns, wie er einen seiner Schützlinge plagte, so nahm er den Bösewicht am Arme, und mit dem Finger auf den Misshandelten deutend, sagte er regelmässig: „Siehst, Bübchen, da drin ist auch etwas.“ Wir verstanden nicht, was er meinte, und machten uns manchmal lustig über sein „Da drin ist auch etwas“.

Seine eigentlichen Lieblinge unter den Tieren waren die Schwalben. Kamen sie im Frühling, so war das für ihn ein Fest; ihr Wegzug im Herbst brachte ihm traurige Tage und eine Stimmung wie Heimweh. In seiner Kammer an den Balken, die die Decke trugen, klebten zwei Nester, und in jedem wurde Jahr für Jahr zweimal gebrütet, wurden zweimal Junge gross gefüttert und fliegen und sich in der Welt tummeln gelehrt. Domini nahm Anteil an den Alten und an den Jungen, als wäre es seine eigene Familie gewesen. Missriet eine Brut, so ging ihm das zu Herzen wie eines Menschen Sterben; flogen die Jungen zum erstenmal aus, so war er in beständiger Angst, es möchte eines in die Krallen der Katzen oder des Habichts fallen, und erst wenn sie gezeigt hatten, dass sie sich im Leben zurecht finden konnten, wurde er wieder froh und ruhig.

Noch nie hatte Domini die Ankunft der Schwalben so sehr ersehnt wie diesmal. Als sie im Herbst fortgezogen waren, hatte er traurig gesagt: „Wenn sie wiederkommen, bin ich nicht mehr da!“ Er mochte fühlen, dass seine Kräfte abnahmen. Wirklich fing er bald darauf an zu kränkeln und zusammenschrumpfen, und seit dem Bächtoldstage hatte er das Bett nicht mehr verlassen.

Als ich in die Stube trat, hörte ich oben in der Kammer mit einem Stock auf den Boden klopfen; so tat Domini, wenn er wünschte, dass man nach ihm sehe; denn er duldet nicht, dass beständig jemand um ihn war. Man denke doch, es war Frühling, und da bedurften Acker und Weinberg eher menschlicher Hilfe als der kranke Domini. Ich stieg die Treppe empor. Schon ehe ich die Türe geöffnet hatte, rief er mir mit seiner müden Stimme zu: „Bübli, die Schwalben sind da; mach' mir das Fenster auf!“ Sein Gesicht strahlte, und er murmelte vor sich hin: „Nun hab' ich's doch noch erlebt!“ Bald aber wurde er unruhig; die Schwalben flogen nicht herein, wie sie sonst pflegten; hie und da kam eine an die Fensteröffnung, hielt sich einen Augenblick schwebend, guckte herein und schwirrte dann wieder davon, ohne Dominis Zuruf „Komm nur, Tschitschi!“ zu beachten. „Geh wieder hinunter, Bübli; sie scheuen dich!“ sagte er endlich zu mir, und ich entfernte mich. Vom Hofe aus sah ich, dass die Schwalben nicht mich gescheut hatten; denn sie trieben noch immer das gleiche Spiel.

Als gegen Abend meine Eltern und Geschwister vom Felde heimgekehrt waren, stiegen wir alle zu Domini hinauf. Er war ganz trostlos, dass ihn seine Schwalben, nach denen er sich so lang gesehnt hatte, flohen. „Nun“, sagte er, „sie merken eben, dass der Tod in diesem Hause herumschleicht.“ Mein Vater suchte ihm den Gedanken auszureden; er aber schüttelte den Kopf, was sagen sollte, dass er es anders wisse und die Schwalben wohl auch. Nach einiger Zeit bat er, man möchte ihn allein lassen; nur mich, den Jüngsten, wollte er bei sich haben. Wir sassen eine geraume Zeit, ohne ein Wort zu sprechen; seine Augen waren stets nach dem Fenster gerichtet, wo von Zeit zu Zeit noch eine Schwalbe sich flüchtig zeigte. Endlich, als die Kammer sich schon mit Dämmerlicht füllte, schwebte eine herein, flatterte ein paarmal um die Kammer und dann wieder zum Fenster hinaus. „Tschitschi, komm!“ flehte Domini, und wirklich, sie kam wieder, um sich diesmal auf den Rand eines Nestes zu setzen, wobei sie wie zum Gruss einen kurzen Pfiff ausstieß. „Schliess das Fenster, aber ganz leise,“ flüsterte mir Domini zu, und seine Stimme bebte, als er für sich fortfuhr: „So ist doch eine dabei, wenn ich sterbe!“ Ich wollte gehn; denn das Wort „Sterben“ erweckte mir Grauen. Er aber hielt mich zurück und sagte: „Ich will dir etwas beichten, Bübli; es kann dir nützen, und ich kann's nicht hinübernehmen.“

Sieh, ich war einmal ein grober Bub, wie du auch manchmal bist. Ich hatte einen Kameraden; der war es noch mehr. Er hatte Schwalben in seiner Kammer, und an einem Sonntagnachmittag überkam uns der Übermut, das Fenster zu schliessen und eine zu fangen. Es war eine wilde Jagd; das geängstigte Vöglein schoss sich schier den Kopf am Fenster ein; seine kleine Brust hob und senkte sich stürmisch. Wir aber wurden bei dem Werke immer wilder und ruhten nicht, bis wir das arme Tierchen in den Händen hatten.

Da kam Sepp ein teuflischer Gedanke, und er sagte zu mir: „Wir stechen ihr die Augen aus!“ Und er zog sein Sackmesser hervor. „Öffne es, ich halte sie, und du stichst.“ Mir schauderte; aber er war der ältere und befahl mir, zu tun, wie er gesprochen. Ich griff zum Messer und öffnete die Klinge. Sepp rief mir ungeduldig zu: „Nun, du Gret, wird's bald?“ Ich sagte, dass ich es nicht tun könne; ich wolle lieber den Vogel halten, und er solle das andere machen. Sepp griff nach dem Messer, und ich nahm das arme Vöglein in die Hand. Da ich vor Aufregung zitterte, packte Sepp den Schnabel mit seiner Linken, und mit der Rechten stiess er die Messerspitze in das kleine schwarze Auge.

Ich habe den Anblick nie vergessen. Das Vöglein schrie auf wie ein Kind, sah auf mich und dann wieder auf ihn mit dem Auge, das ihm blieb, und flehte in seiner Todesangst, und ich merkte in der Hand, wie sein Herzchen klopfte. Es war mir gerade, als hätte Sepp mir selber ins Auge gestochen; ich wartete den zweiten Stoss nicht ab, sondern eilte zum Fenster, riss es auf und warf den Vogel in die Freiheit. In jenem Augenblick fühlte ich, dass ein Tier nicht ein Tier ist, so nämlich wie man meint, sondern dass auch etwas drin steckt, wie in uns Menschen. In der Nacht drauf habe ich mehr geweint als geschlafen und den Entschluss gefasst, kein Tier mehr zu quälen oder auch nur unsanft zu behandeln, und ich habe mein Wort gehalten.

Merkst du jetzt, Bübli, warum es mich geschmerzt hätte, wenn mich die Schwalben im Sterben alle geflohen hätten? Ich danke der einen dort, dass sie gekommen ist. Du aber, Bübli, tu Tieren nie etwas zuleide. Menschen können Übeltäter verklagen und strafen; die Tiere müssen alles still dulden, und nicht einmal alle können zum Himmel schreien. Ich habe mir jenes Augenausstechen bis zur Stunde nicht verziehen, und ich hätte nicht sterben können, ohne es einem Menschen

gebeichtet zu haben.“ Domini griff nach meiner Hand und drückte sie, so gut es in seiner Schwäche noch ging, und ich drückte sie wieder, und von da an lebte seine Liebe zu den Tieren auch in mir.

Als ich am folgenden Tag beim Frühstück erschien, sagte man mir, der Domini sei in der Frühe gestorben. Mein Vater hatte bei ihm gewacht. Als der Tag anbrach und die Fenster sich erhellten, fing die Schwalbe in ihrem Nest ihr Morgenlied zu singen an. Da öffnete Domini, der von Stunde zu Stunde mehr zusammengesunken war, nochmals die Augen und suchte damit den Sänger. Dann entschlummerte er lächelnd.

Ich stieg in die Kammer hinauf. Domini lag an der Wand auf einer Bank ausgestreckt; er war wenig verändert und schien zu schlafen; der lange, weisse Bart deckte seine Brust. Wie ich ihn anschaute und von Schauern ergriffen wurde, flog eine Schwalbe herein, setzte sich über dem Toten auf ihr Nest und fing an, auf ihn herabzusingen, was ihr aus der Kehle mochte. Das nahm die Beklemmung von mir, und nun erst bemerkte ich, dass der gute Domini lächelte. Mir schien, er lauschte, und ich lauschte mit ihm und dachte bei der Weise, die die Schwalbe ihrem toten Freunde sang, was er selber etwa gedacht hätte: „In dem Liede ist auch etwas.“

Das Spinnlein.

1. Nei, lueget doch das Spinnli a, | wie's zarti Fäde zwirne cha; | Bas Gvatter, meinsch, chasch's au ne so? | De wirsch mer's, trau i, blibe lo. | Es macht's so subtil und so nett, — i wott nid, as i's z'hasple hätt.
2. Wo hät's die fine Riste gno, bi welem Meister hechle lo? Meinsch, wemme 's wüsst, wohl mengi Frau, sie wär so gschid und holti au. Jetzt lueg mer, wie's si Füessli setzt und d'Ermel streift und d'Finger netzt!
3. Es zieht e lange Fade-n-us. Es spinnt e Bruck an's Nachbers Hus. Es baut e Landstross in der Luft. Morn hangt sie scho voll Morgeduft. Es baut e Fuessweg nebe dra. 's isch, as es ehner dure cha.
4. Es spinnt und wandlet uf und ab, potz tusig! im Galopp und Trab. Jetzt goht's ringsum, was hesch, was gisch! Siehsch, wie ne Ringli worden isch? Jetzt schiest es zarti Fäden i. Wird's öppe sölle gwobe si?

5. Es ist verstunt; es haltet still. Es weiss nit recht, wo's ane will. 's goht weger zruck, i sieh's em a; 's muess näumis Rechts vergesse ha. Zwor denkt es: „Sell pressiert jo nit; i halt mi numme uf dermit“.
6. Es spinnt und webt und het kei Rast, so glichlig, me verluegt si fast. Und 's Pfarrers Christoph het no gseit, 's sei jede Fade z'seme gleit. Es muess ein gueti Auge ha, wer's zelle und erchenne cha.
7. Jetzt putzt es sini Händli ab; es stoht und haut de Faden ab. Jetzt sitzt es in si Summerhus und luegt die lange Strossen us. Es seit: „Me baut si halber z'Tod; doch freut's ein au, wenn 's Hüsli stoht.“
8. In freie Lüfte wogt und schwankt's, und an der liebe Sunne hangt's. Sie schint em frei dur d'Beinli dur, und 's isch em wohl. In Feld und Flur sieht's Mückli tanze, jung und feiss; 's denkt bi nem selber: „Hätti eis!“
9. O Tierli, wie hesch mi verzückt! Wie bisch so chlei und doch so geschickt! Wer het di au die Sache glehrt? Denk wohl der, wo-n-is alli nährt, mit milde Hände alle git. Bis z'frieden! Er vergisst di nit.
10. Do chunt e Fliege. Nei, wie dumm! Sie rennt em schier gar 's Hüsli um. Sie schreit und winslet Weh und Ach. Du arme Chetzer hesch di Sach. Hesch keini Auge bi der gha? Was göhn di üsi Sache a?
11. Lueg, s'Spinnli merkt's enanderno. Es zuckt und springt und het sie scho. Es denkt: „I ha viel Arbet gha; jetz muess i au ne Brotis ha!“ I sag's jo, der, wo alle git, wenn's Zit isch, er vergisst ein nit.

Wodurch die Tiere vor Kälte geschützt sind.

Der Winter ist Herr im Lande. Bäche und Flüsse hat er in Fesseln geschlagen, und die bereiften Bäume und Sträucher sehen aus, wie wenn sie mit Zucker bestreut wären. Gehen wir ins Freie, so knistert der Schnee unter unsern Füßen. Aber was tut's? Vorwärts, nimm den Schlitten an die Hand und komm mit mir den Fahrweg hinauf! Aufgesessen! und — im Hui sausen wir den Berg hinunter. Oder fliegst du lieber auf den Schlittschuhen über die blanken Eisflächen? Mir einerlei, nur jetzt nicht hinter den Ofen kriechen! Ein gesunder Junge,

der warm gekleidet ist und sein Butterbrot im Magen hat, braucht den Frost nicht zu fürchten.

Wohl aber die armen Tiere. Viele lassen sich jetzt gar nicht sehen. Kein bunter Schmetterling gaukelt in der Luft, und die Bienenvölker schlafen im wohlverwahrten Bienenhaus. Dass keine Fliege summt und keine Mücke ein Schlummerlied singt, wenn wir im Bette liegen, ist leicht zu verschmerzen. Die meisten Insekten sind im Spätherbst gestorben; die andern verschlafen den Winter. Auch die Kriechtiere, die Eidechsen, Schlangen, Frösche und Molche wird niemand vermissen. Da ihr Blut immer die Wärme der Umgebung hat, hätten sie von der Kälte nicht zu leiden; aber sie verkriechen sich doch gerne im Schlamme. Die Kälte kann auch den Fischen nicht schaden, vorausgesetzt, dass die Eisdecke den Zutritt der Luft zum Wasser nicht allzulange hindert. Sonst müssten sie ersticken.

Die Vögel, die lieben kleinen Vögel, die sind freilich zu bedauern. Sieh, dort sitzen ein paar Spatzen mit gesträubtem Gefieder auf einem Pfosten des Gartenzaunes. Keine Insekten, keine Körner, nichts, gar nichts, um den Hunger zu stillen! Wenn sie uns auch den Kirschbaum und die Reblabe geplündert haben, wollen wir ihnen doch eine Handvoll Körner oder Abfälle aus der Küche vorwerfen.

Auch meine Meisen können heute nicht satt werden. Schon zweimal ist die Nusschale geleert worden, die ich mit süsser Butter gefüllt habe. Und am Säcklein mit den Nusskernen schaukeln und picken beständig einige der niedlichen Tierchen. Sie wissen, was ihnen frommt. Das fetthaltige Futter ersetzt rasch die Wärme, die ihr Körper ausstrahlt. Indem die Meisen wie die andern Vögel ihr Gefieder sträuben, schaffen sie viele Lufträume zwischen den Federn. Dadurch vermindern sie ihren Wärmeverlust; denn die Luft ist ein schlechter Wärmeleiter.

Dort fliegen einige Finken herbei. Die armen Schlucker; sie müssen sich mit den Körnern begnügen, die die Meisen aus ihrem Nöpfchen auf den Boden fallen lassen. Ihre Kameraden, die im Herbst mit andern Zugvögeln fortgezogen sind, würden jetzt nicht mit ihnen tauschen. Wenn die befiederten Reisenden nicht von bösen Menschen getötet und verspeist worden sind, finden sie ihren Tisch im warmen Süden reich gedeckt. Aber die Finken und Meisen, die Amseln und Ammern, die bei uns zurückgeblieben sind, sollen auch nicht verhungern. Dafür sorgen die guten Kinder, nicht wahr?

Den Haustieren kann der heulende Nordwind nichts anhaben. Sie stehen im warmen Stall vor der vollen Krippe. Die Tiere des Waldes müssen sich selber helfen. Das Reh, der Fuchs, der Marder und der Dachs haben ihren dichten Winterpelz angezogen. Der Dachs zieht sich zudem in seine Höhle zurück, um dort die Wintermonate zu verschlafen. Sein Fett muss er freilich dabei lassen. Kugelrund verabschiedet er sich; schwächting kommt er im Frühling wieder zum Vorschein. Auch der Hase und das Eichhörnchen liegen oft tagelang schlafend in ihren Nestern.

Der Winter.

1. Ist echt da obe Bauwele feil? | Sie schütten eim e redli Teil | i d'Gärten aben und ufs Hus. | Es schneit doch au, es ist e Grus. | Und 's hangt no menge Wage voll | am Himmel obe, merki wohl.
2. Und wo ne Ma vo witem lauft, so het er vo der Bauwele ghaufft. Er treit sie uf der Achsle no und uf em Huet und lauft dervo. Was lauffst au so, du närsche Ma? De wirst sie doch nit gsthohle ha?
3. Und Gärten ab und Gärten uf hend alli Scheie Chäppli uf. Sie stönd wie grossi Herre do; sie meine, 's heig's sust niemer so. Der Nussbaum het doch au si Sach und 's Here Hus und 's Chilchedach.
4. Und wo mer luegt, ist Schnee und Schnee. Me sieht kei Stross und Fuessweg meh. Meng Somechörnli chlei und zart lit unterem Bode wohl verwahrt; und schnei's, so lang es schneie mag, es wartet uf sin Ostertag.
5. Meng Sommervögli schöner Art lit unterm Bode wohl verwahrt. Es het kei Chummer und kei Chlag und wartet uf sin Ostertag. Und gang's au lang, er chunt emol, und sieder schloft's und 's ist em wohl.
6. Doch wenn im Früehlig 's Schwälmli singt und d'Sunnewärmi abedringt: Potz tusig! Wacht's in jedem Grab und streift si Totehemdli ab. Wo numme-n-au es Löchli ist, schlieft 's Leben use jung und frisch.
7. Do fliegt e hungrig Spätzli her! E Brösl Brot wär si Begehrt. Es luegt ein so erbärmli a; 's hei sieder nächte nüt meh gha. Gell Bürschli, sell ist andri Zit, wenn 's Chorn in alle Furre lit!

8. Do hesch! Lass andere-n-au dervo! Bist hungerig, chast wieder cho! 's muess wahr si, wie 's e Sprüchli git: „Sie säe nit und ernte nit; sie hend kei Pflug und hend kei Joch, und Gott im Himmel nährt sie doch“.

Das Lawinenfrühjahr 1888.

Es schnielet, es bielet,
es gaht e chüele Wind;
es früed alli Vögeli
und alli arme Chind.

So jubeln die Kinder, wenn zu Anfang des Winters die ersten Schneeflocken sanft aus der Luft herniedersteigen und bald eine weisse Decke auf Weg und Steg, auf Feld und Flur bilden. Der Schnee ist uns allen ein lieber Gast, aber nur, wenn er zur rechten Zeit und nicht im Übermass bei uns einzieht. Fällt er in Massen, so wird er besonders im Gebirge ein arger Bedränger, der Tod und Verderben bringt. So war es auch in den ersten Monaten des Jahres 1888.

In den letzten Wochen des Februars und den ganzen März hindurch gab es überall im Alpengebirge Schneefälle von ungeheurer Mächtigkeit. In Goms im Oberwallis lag der Schnee 2 m, im obern Teile des Maggiatales $3\frac{1}{2}$ bis 5 m hoch. Manche Täler blieben tagelang, ja sogar wochenlang von der übrigen Welt abgesperrt, da es unmöglich war, durch die Schneemassen hindurchzukommen. Kein Brief, keine Zeitung langte dort an, und wenn in einem solchen Bergdörfchen während dieser Zeit ein Unglück begegnet wäre, hätte draussen im offenen Tale niemand etwas davon vernommen.

Wenn solche Schneemassen im Gebirge liegen, bilden sich gerne Lawinen. Der Schnee gefriert zu leichtem Staube und wird von den Winterstürmen an Haufen geweht. Plötzlich stürzen diese über einen steilen Abhang hinab und fallen als tosende Staublawinen ins Tal, wo sie Graus und Verheerung verbreiten. Der Luftdruck, welcher der Lawine vorausgeht, entwirzelt Bäume, deckt Häuser ab und wirft Hütten nieder. Solche Ereignisse folgten den mächtigen Schneefällen des Frühjahrs 1888; sie haben ungeheuren Schaden gebracht und leider auch manches Menschenleben gekostet.

Im Davos tötete eine Lawine einen Familienvater und seinen Knecht. Im Medels wurden zwei Brüder durch den Luftdruck in die Schlucht des Rheins geschleudert. Im Avers

wurde der Posthalter verschüttet; ob Splügen kamen zwei Wagarbeiter ums Leben; im Binntal im Wallis fanden fünf Personen in einer Lawine ihren Tod. In Eisten im Wallis begrub die Lawine Sonntag den 26. Februar eine 78jährige Witwe und ihre Tochter. Trotz angestrengter Arbeit von 37 Männern konnten die Armen erst am darauffolgenden Freitag ausgegraben werden. Die Mutter war tot; allein die Tochter lebte noch, starb aber 23 Stunden später, ohne dass sie wieder zum Bewusstsein gekommen wäre. Ähnliche Unglücksfälle wurden gemeldet aus Wassen im Kanton Uri, sowie aus mehreren Bergtälern des Kantons Tessin. An allen diesen Orten verloren viele Familien Hab und Gut und gingen einer traurigen Zukunft entgegen. In manche Berghütte kehrte Not und Elend ein.

Rettung aus einer Lawine.

Als über den Albula noch keine Fahrstrasse führte, sondern bloss ein beschwerlicher Saumweg, zog einst eine Gesellschaft von Thusis nach dem Engadin. Ein Seidenhändler aus Aarau, ein Kunstmaler aus Leipzig, eine Gastwirtin von Bormio mit ihrem siebenjährigen Söhnchen und ein Italienerjunge, der mit einem Murmeltier die Welt durchzogen hatte, wurden von zwei Säumern aus Thusis über den Pass geführt.

Es war der 13. November, ein schöner heller Wintertag, mit Sonne und blauem Himmel. An den jähren Albulabergen glänzte viel neuer Schnee. Die Säumer waren unruhig und trieben die Pferde rasch. Da und dort an den obersten Hängen flog von Zeit zu Zeit ein kleines Wölklein von Schnee auf. In der Höhe herrschte heftiger Windsturm. Kleine Lawinen rissen Furchen in die Hänge. Die Reisegesellschaft sah schon in tiefem Grunde durch die Spalte des Albulaweges einige Häuser des Engadins. Da stoben die Wolken an den Höhen plötzlich stärker auf; die ganze Schneehalde über der Strasse begann zu leben und zu rauschen. Die Gesellschaft stürmte vorwärts und verlor den Zusammenhang. Der Schnee begann zu rieseln und zu stäuben, und es wurde dunkel; durch das Tosen hörte man den Schrei der andern. Dann bedeckte er die Gesellschaft; doch verloren die Teilnehmer die Besinnung nicht sogleich und spürten nur mit beklemmender Angst, wie die Last über ihnen grösser wurde. Dann schwanden ihnen die Sinne.

Nicht lange nachher kam ein Jäger aus dem Engadin, Markus Paltram, mit seinem Hunde an dieser Stelle vorbei. Er hatte den Martinimarkt in Chur besucht, wo er seine Gemselfelle verkauft hatte, und befand sich nun wieder auf dem Heimwege. Er sah die frische Lawine und schaute sich etwas um; der Hund schnupperte im Schnee, und plötzlich kam der Huf eines Pferdes zum Vorschein. Der Jäger wusste, wo die Weger ihre Werkzeuge in den Felsen bergen. Er holte eine Schaufel, und in drei Stunden hatte er mit seinem Hunde die Gesellschaft ausgegraben, zuerst die Frau und das Kind, zuletzt den Maler. Er rieb sie mit Schnee ein und brachte sie wieder zu Atem, den Maler erst nach anderthalb Stunden. Die Verunglückten erholten sich bald, und nach drei Tagen zog die Gesellschaft gesund über die Bernina weiter.

Diese Rettungstat war eine der glänzendsten, von denen man je gehört hat; denn in der steten Gefahr, selbst von neuen Lawinen begraben zu werden, hat sie der Jäger vollführt. Die Kunde davon eilte der Reisegesellschaft voran. Die Bewohner standen am Wege und grüssten freudig; denn es ist immer etwas Grosses, Menschen, deren Leben schon verloren war, in die Augen zu blicken. Es ist fast eine Freude, wie wenn man das Wunder an sich selbst erlebt hätte.

Auf der Wasserscheide.

Zwei Wanderer schreiten im Herbstsonnenschein zwischen mächtigen Bergen das schöne Berninatal empor. Sie kommen zum Berninahaus unter den himmelhohen Mauern der Teufelhöhe. Ein verwildert aussehender Mann steht unter der Türe und grüsst die Wanderer. Es ist der Vorgesetzte der Weger. Er hat einen schweren Posten; mit den Seinen kämpft er sich, wenn Unglück in den Bergen lauert, Tag und Nacht durch schweren Sturm; er warnt; er rettet. Wer so sein Leben wagt für seine Mitmenschen, der darf stolz sein auf seine Arbeit!

Die Wanderer haben die Passhöhe erreicht. Vor ihnen steht in Herrlichkeit unter dunkelblauem Himmel ein drängendes Heer dunkler Felsengipfel, das italienische Gebirge. Es ist um die Mittagszeit, und auf der Höhe wechseln die Säumer von Nord und Süd ihre Grüsse, und die Pferde, die sich kennen, wiehern sich zu. Die Wanderer schreiten über den Steinplattenweg, der sich zwischen den seltsamen Hochgebirgsseen hindurchzieht. Unschlüssig und gottverlassen liegen die zwei Seen in

der furchtbaren Öde des nackten Gesteins und werfen zitternde Ringe um die Blöcke, die aus ihren Fluten ragen.

Der eine See ist hell, der andere dunkel; sie heissen der weisse und der schwarze See. Aus dem weissen See fliesst ein Bach, und seine Wellen ruhen, wenn sie genug gewandert sind, im schwarzen Meer. Aus dem schwarzen See strömt auch ein Bach; aber seine Wasser gehen in die blaue Adria. Doch sonderbar! Ein Lüftchen weht über den Pass, und sein Säuseln genügt, dass die Fluten des einen Sees unter den Platten des alten Weges in die Fluten des andern Sees schlagen, und die Wasser, welche ins schwarze Meer hätten wandern sollen, gehen zur Adria, und die Adriawasser fluten wegen eines Windhauchs ins schwarze Meer.

Und wenn der Tag noch so hell und sonnig über die Öde der Passhöhe zieht, die Berge wie Lichter stehen, es liegt doch etwas Geheimnisvolles über den beiden Seen; denn so leicht wie hier oben Meer und Meer sich scheiden, scheiden sich im Leben des Menschen Glück und Unglück.

Der Engadiner in der Fremde.

1. O Engadin, du stolzes Tal,
umschlossen rings vom Alpenwall,
ich grüsse dich aus weiter Fern';
dein denk' ich oft, dein denk' ich gern.
2. Als armer Bursche zog ich aus,
weit weg vom lieben Elternhaus.
Mir zu erwerben Geld und Gut,
schaff' ich mit frischem Jugendmut.
3. Und nicht umsonst war Müh' und Fleiss;
es mehrte sich der Arbeit Preis.
Doch etwas trübte stets mein Glück,
dacht' ich ans Engadin zurück.
4. Ob Schätze auch die Fremde beut
und Rosen auf den Weg mir streut,
so geht alltäglich doch mein Sinn
zur Heimat nur, zum Tal des Inn.
5. Wohl hab' ich hier des Reichtums Glanz;
doch fehlt der hohen Berge Kranz,
der einst mit hellem Silberschein
erhell' mein dürftig Kämmerlein.

6. O Engadin, wie bist du schön,
wie lieblich klingt dein Herdgetön;
wie leuchtend schaut im Abendstrahl
Bernina stolz hinab ins Tal!
7. Ich halt' es hier nicht länger aus;
ich kehre heim zum Vaterhaus,
zum Dörfchen dort, durchrauscht vom Inn,
ins Bündnerland, ins Engadin!

Treue Hunde.

Im Mai 1900 ereignete sich in Turtmann, Kanton Wallis, ein bedauerlicher Unglücksfall. Der Wächter des Hotels Zmeiden, das nur im Hochsommer geöffnet ist, ging vors Haus, um Holz zu spalten. Plötzlich löste sich die auf dem Dache angehäufte Schneemasse los, begrub den Mann bis an den Hals und drückte ihn gegen eine Mauer, so dass er kein Glied mehr rühren konnte.

Zwei Hunde, die während des langen Winters in dem einsamen Gasthause des Wächters einzige Gesellschafter gewesen waren, sahen das Unglück ihres Meisters; sie versuchten, den harten Schnee von seinem Halse wegzuscharren, aber umsonst. Auf einmal nahmen sie Reissaus und eilten feilgeschwind bergab.

Drunten im Tale, in Ems, wohnte ein Bruder ihres Herrn; dem wollten sie das Geschehene zur Kenntnis bringen. Ohne anzuhalten, rannten sie über die Schneefelder; in einer Stunde hatten sie den vierstündigen Weg zurückgelegt. Gegen Mittag war die Lawine niedergegangen; noch vor 1 Uhr kratzten und heulten sie vor dem Hause, aus dem Hilfe kommen sollte. Man öffnete die Türe, um die aufgeregten, schweissbedeckten Tiere einzulassen. Allein die Hunde weigerten sich, ins Haus zu treten, und bellten immer mehr. Man brachte ihnen Nahrung; aber sie wollten nicht fressen.

Als das Gebell und Gewinsel nicht aufhören wollte, kam der Hausbesitzer zur Vermutung, es müsse droben auf dem Berge etwas nicht in Ordnung sein. Schnell kleidete er sich bergmässig an, formierte mit einigen Nachbarn eine mit allem Notwendigen ausgestattete Hilfskolonne und machte sich auf den Weg. Als die Rettungsmannschaft, geführt von den treuen Hunden, nach siebenstündigem Marsche bei dem Hotel anlangte, war der Verunglückte noch immer im Schnee begraben. Die

Sinne waren ihm geschwunden, die Glieder erstarrt. Die Hunde sprangen auf ihn zu und beleckten ihm das Gesicht. In kurzer Zeit hatten die rüstigen Männer den Gefangenen aus den eisigen Fesseln befreit und ins Leben zurückgerufen.

Berglied.

1. Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg;
er führt zwischen Leben und Sterben.
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
und drohen dir ewig Verderben.
Und willst du die schlafende Löwin*) nicht wecken,
so wandle still durch die Strasse der Schrecken.
2. Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
der furchtbaren Tiefe gebogen.
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand;
es hätte sich's keiner verwogen.
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.
3. Es öffnet sich schwarz ein schauriges Tor,
du glaubst dich im Reiche der Schatten.
Da tut sich ein lachend Gelände hervor,
wo der Herbst und der Frühling sich gatten.
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
möcht' ich fliehen in dieses glückselige Tal.
4. Vier Ströme brausen hinab in das Feld.
Ihr Quell, der ist ewig verborgen.
Sie fließen nach allen vier Strassen der Welt,
nach Abend, Nord, Mittag und Morgen.
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.
5. Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
hoch über der Menschen Geschlechter.
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn;
da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

*) Lawine.

6. Es sitzt die Königin hoch und klar
auf unvergänglichem Throne.
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
mit diamantener Krone.
Drauf schiesst die Sonne die Pfeile von Licht;
sie vergolden sie nur, sie erwärmen sie nicht.

Der Bannwald ob Altdorf.

- Knabe. Vater, ist's wahr, dass auf dem Berge dort
die Bäume bluten, wenn man einen Streich
drauf führte mit der Axt? —
- Vater. Wer sagt das, Knabe?
- Knabe. Der Meister Hirt erzählt's. Die Bäume seien,
gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
dem wachse seine Hand heraus zum Grabe!
- Vater. Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.
Siehst du die Firne dort, die weissen Hörner,
die hoch bis in den Himmel sich verlieren?
- Knabe. Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern
und uns die Schlaglawinen niedersenden.
- Vater. So ist's, und die Lawinen hätten längst
den Flecken Altdorf unter ihrer Last
verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
als eine Landwehr sich dagegen stellte.
- Knabe. Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?
- Vater. Wenn man hinuntersteigt von unsern Höhen
und immer tiefer steigt den Strömen nach,
gelangt man in ein grosses, ebnes Land,
wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn.
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen,
und wie ein Garten ist das Land zu schauen.
- Knabe. Ei, Vater, warum steigen wir denn nicht
geschwind hinab in dieses schöne Land,
statt dass wir uns hier ängstigen und plagen?
- Vater. Das Land ist schön und gütig wie der Himmel;
doch die's bebauen, sie geniessen nicht
den Segen, den sie pflanzen.
- Knabe. Wohnen sie
nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

- Vater. Das Feld gehört dem Bischof und dem König.
 Knabe. So dürfen sie doch frei in Wäldern jagen?
 Vater. Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.
 Knabe. Sie dürfen doch frei fischen in dem Strom?
 Vater. Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.
 Knabe. Wer ist der König denn, den alle fürchten?
 Vater. Es ist der eine, der sie schützt und nährt.
 Knabe. Sie können sich nicht mutig selbst beschützen?
 Vater. Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.
 Knabe. Vater, es würd' mir eng im weiten Lande.
 Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.
 Vater. Ja wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
 im Rücken haben als die bösen Menschen.

Die Wildheuer.

Juhu! — Das langgezogene Jauchzen, das Holzer und Wildheuer bei ihrer Arbeit auf einem Berge verrät, klang laut nach dem Dorf hinab. Der Pfarrherr, der in seiner Stube arbeitend gesessen hatte, erhob sich vom Stuhl und öffnete ein Fenster. „Seht Ihr die Wildheuer kommen?“ fragte die Magd, welche in die Stube trat. „Eben sehe ich nichts“, gab er lachend zurück. Da trat sie neben ihn und wies an den Spitzlibergen hoch hinauf bis zur Stelle, wo die schwarzen Felsen aus dem Schnee aufragten. „Seht Ihr, wie es gleich einem schwarzen Wurm im Schnee sich bewegt?“

Der Pfarrherr fand das Gesuchte. Es war, wie die Magd sagte; wie ein langer, schwarzer Wurm regte es sich da oben. An diesem lösten sich manchmal ein paar Glieder, glitten blitzschnell über eine Schneefläche nieder, und bei jedem Gleiten wiederholte sich der schallende Jubelruf. „Die fahren über Hänge nieder, wo im Sommer kein Fuss Halt fände“, sagte die Magd. „Sie müssen einen schönen Weg gemacht haben, bis sie da oben gewesen sind“, meinte der Pfarrherr. „Ihr hättet bald nach Mitternacht aufstehen müssen, damit Ihr ihre Lichter in der Lehne hättet emporklimmen sehen.“ — „Ein mühsames Handwerk und gefährlich! Aber denen scheint es Kinderspiel.“

Der Pfarrherr freute sich des ungewohnten Anblicks und der waghalsigen Sorglosigkeit der Heuer, die selbst aus der Ferne noch auffiel. „Wer mögen sie sein?“ fragte er so halbhin. „Es wird wohl der vom Lauiegg sein,“ sagte die Magd; „der heuet im Herbst da oben.“

An den Spitzbergen schaffte der Jost Indergand mit seinem ältesten Buben und die Bauern aus dem Weiler. Um zwei Uhr hatten diese im Lauiegg an der Hüttentüre gepocht. Der Albin tat ihnen auf. „So, da wären wir!“ war ihr Gruss. Dann traten sie in die Stube, stellten die Laternen auf den Boden und setzten sich um den Tisch. Der Indergand, dem die Pelzkappe schon in den Ohren sass, hackte mit seinem Taschenmesser einen Laib Brot in zwei Stücke, deren eines er sich in den Rucksack schob.

„Schenk ein!“ hiess er den Albin. Da goss der Bursche Branntwein in die bereitstehenden Trinkbecher. Die drei Bauern leerten sie wortlos. „Nimm auch!“ murrte der Jost wieder. „Ich will nicht,“ sagte der Bursche und machte sich mit Stock und Rucksack zu schaffen. Dann fassten sie die Lichter und stampften aus der Stube. Die Schneehölzer an ihren Füssen klapperten auf dem Steinplattenflur. Vor der Hütte standen fünf Hornschlitten. Die drei Weilerbauern bückten sich, und jeder warf einen auf den Rücken. „Für den Bub' wirst wohl keinen mitnehmen“, sagte einer. Da hatte der Albin schon den vierten Schlitten aufgeladen. „Ihr müsst mir ihn nicht tragen“, sagte er zu dem Bauer.

Darnach stiegen sie aufwärts durch den Schnee, immer einer hinter dem andern. Der Schnee war fest, und die Steigehölzer machten ihre Tritte sicher. Der Albin blieb nicht zurück. Die Nacht war frisch und lichtlos. Der Himmel war hochgewölbt; aber kein Stern durchbrach ihn. Auf einem schmalen Absatz, von wo aus der Berg erst in seiner ganzen Schrofte aufragte, warfen die Heuer ihre Schlitten ab. Diese wurden übereinander geschichtet. Nicht lange, so waren die Männer wieder auf dem Anstieg. Von den Schlitten hatten sie dünne Seilnetze gelöst; die waren jetzt um ihre Schultern geschlagen. Der Weg wurde steil und felsig. Jähe Flühen sprangen hervor, die sie umgingen. Allgemach wurde der Schnee weicher und tiefer. Sie kamen auf Wildheugrund, und bald sahen sie die langen Stangen und einen Teil der Heuhaufen aus dem Schnee ragen. Als sie den obersten erreicht hatten, ging der erste Schein fahlen Hellwerdens über den grauschwarzen Himmel.

„Die Sonne brennt uns heute nicht“, sagte der Indergand. Dann löste er zwei zusammengebundene Schaufeln, die er getragen hatte. Die Männer gingen an die Arbeit. Mit den Schaufeln legten sie das duftige Heu frei. Sie schnitten es an und banden

es in schöne, ebenmässige Bündel. So schritten sie allmählich von Haufen zu Haufen. Sie redeten wenig dabei. Manchmal rief einer dem andern ein barsches Geheiss zu; manchmal tat einer der Weilerbauern einen Scherz.

Es war nicht manche Stunde vor Mittag, als sie mit ihrer Arbeit so weit gediehen waren, um abfahren zu können. Da liessen sie sich im Halbkreise in den von Heufäden besäten Schnee nieder und zerrten ihren Essvorrat hervor: Käse, Brot und Branntwein. Der Albin, welcher dürstete, griff mit den Fingern in den Schnee, brach eine Scholle aus und ass davon. Das schwerste Stück Arbeit lag hinter ihnen; sie wurden gesprächiger. Sie sprachen von diesem und jenem.

Plötzlich stand Indergand auf und trat an das erste Bündel. Er legte die Hände über die Seiten desselben und zog es über den Schnee. Da schnellte auch Albin auf, machte sich an ein zweites Bündel und schaffte es dem Vater nach. Die drei Bauern gesellten sich hinzu. Sie brachten das Heu zu einer Stelle, die weit zur Rechten von derjenigen lag, an welcher sie heraufgestiegen waren. Die Halde war steil, und für den Abfahrenden war manche Falle gestellt, wo auf vorspringendem Felsen der Grund plötzlich aufhörte. Wer nicht rechtzeitig anhielt, konnte hier die Fahrt in die Ewigkeit tun. Auch lagen Steinblöcke so dicht in den Schnee gesät, dass einer sich hüten durfte, von der Wucht des Bündels nicht an einen solchen geworfen zu werden.

Als sich der Indergand niederliess und die Finger im Rücken fest um die Seile schloss, tat er einen hastigen Blick nach dem Buben hinüber, der es ihm nachgetan hatte. „Hab' Sorg!“ rief er ihm zu. Der Albin gab keinen Bescheid. Er streckte sich nur, legte die Hände muschelförmig vor den Mund und liess zuerst den jauchzenden Ruf der Wildheuer ertönen. Des Buben Schrei hatte die andern geweckt. Nacheinander schickten sie ihre Rufe zu Tal. Als der Indergand jauchzte, kauerte er sich blitzschnell nieder, fasste sein Bündel und glitt über den Hang. Ein gut Stück weiter unten blieb er stecken. Albin riss sein Bündel nach einem steilern Hange hinüber, den sein Auge rasch überflogen hatte; dann sauste er über den Schnee hinab und überholte den Vater und die Bauern um die Hälfte ihres Weges.

Es fehlte nicht mehr viel zur Mittagstunde, als sie das Heu an jene Waldecke gebracht hatten, wo die Schlitten standen. Die Bündel wurden aufgebunden; dann hob die Niederfahrt

an, die leichter vonstatten ging als die frühere. Um die Mittagzeit stand das Heu am Lauiegghaus. Dann sassen die drei Weilerbauern zum Indergand in die Stube zum Mittagmahl.

Rettung aus dem Bergsturz.

Am Fusse des Rigiabhanges lag das schöne Heimwesen des Joseph Wiget. Beim Losbrechen des Bergsturzes am Rossberg waren Wiget, seine Frau und zwei seiner Knaben auf der Wiese beschäftigt, um Obst einzusammeln. Vor dem Hause befand sich die treue Magd Franziska Ulrich mit dem fünfjährigen Töchterchen Marianne, und in der Wohnstube lag ein elf Monate altes Knäblein in der Wiege. Als die Massen sich vom Berge loslösten, mahnte Wiget zu eiliger Flucht. Allein die Mutter erinnerte sich ihrer Kinder; sie nahm schleunigst die kleine Marianne auf den Arm und lief ins Haus, um auch das schlafende Knäblein zu retten. Die Magd eilte ihr nach, um ihr beizustehen; sie nahm ihr die kleine Marianne ab und wollte sie an der Hand hinausführen. Sie sah noch, wie die Mutter mit dem Knäblein im Arm durch die hintere Türe ent-eilen wollte.

Da ward's plötzlich finster; alles krachte und bebte; Franziska fühlte, dass sie mit dem Hause fortgestossen und von einer Seite zur andern geworfen wurde. Sie fiel in die Tiefe. Bald hörte die Bewegung auf, und die Unglückliche war mit dem Kopfe nach unten zwischen Balken und Erdmassen eingeklemmt. Es gelang ihr, eine Hand freizumachen und das Blut, das ihr aus einer Wunde in die Augen floss, wegzuwischen. Sie glaubte nichts andres, als dass der jüngste Tag angebrochen sei und die Erde in Trümmer zerfalle.

Laut fängt sie an zu beten. Da vernimmt sie ein klägliches Gewimmer; sie horcht und erkennt die Stimme der kleinen Marianne. Sie tröstet das jammernde Kind, so gut sie kann, und lässt sich von ihm seine Lage beschreiben. „Ich liege tief unten zwischen Balken und Gesträuch,“ sagt die Kleine, „kann die Händchen bewegen, nicht aber die Füße, und sehe in einen Krautgarten hinaus.“ Dann betet Franziska wieder manch Unser-vater. Zu bitterm Weinen bewegt sie die Frage des Kindes, wann man ihm sein „Mehlmüslein“ bringen werde.

Da hören die beiden plötzlich den Ton einer Glocke. Franziska erkennt dieselbe; es ist die Abendglocke am Steinerberg, und bald tönt auch diejenige von Steinen an ihr Ohr. Hieraus

schliesst sie, dass noch nicht alle Menschen umgekommen seien, da ja die Glocken nicht von selbst läuten, und dass also der jüngste Tag noch nicht da sei. Lange, bange Stunden bringt sie in Todesangst und unter heftigen Schmerzen zu, von eisiger Kälte gequält. Da verkünden die beiden Glocken, dass ein neuer Tag angebrochen sei. Die Stimme des Kindes, das vielleicht geschlafen hatte, spricht klagend zu Franziska, und sie beten gemeinsam den Morgensegen. Aber die Arme fühlt ihre Kräfte schwinden; sie bereitet sich auf den Tod.

Doch horch! Ist das nicht die Stimme eines Mannes? Ja, es ist der Ruf ihres Dienstherrn, der jammernd nach Frau und Kindern sucht. Bis spät in die Nacht hinein hat er nachgeforscht und sich zu den Trümmern seines Hauses durchgearbeitet, und der frühe Morgen trifft ihn wieder an der Unglücksstätte. Franziskas Stimme reicht nicht aus, sich vernehmen zu lassen; darum mahnt sie mit ersterbender Kraft die kleine Marianne, dem Vater zu rufen. Dieser hört den Ruf seines Kindes, und es gelingt ihm, dasselbe zu befreien. Zu Franziska zu gelangen, ist ihm allein unmöglich; er holt Hilfe herbei, und erst nach langer Arbeit wird die Arme besinnungslos aus ihrem Grabe hervorgezogen. Seine Gattin findet Wiget zermalmt unter Trümmern liegend, ihr totes Knäblein im Arm.

Die kleine Marianne hatte den Oberschenkel gebrochen. Auch die Magd genas langsam von ihren Verletzungen und von der tiefen Erschütterung ihres ganzen Wesens.

Gefährliche Fahrt.

Christian Bohrer, Wirt zu Grindelwald, erzählt folgendes: Als ich im Juli 1787 einige Schafe vom Fusse des Wetterhorns über den obern Grindelwaldgletscher trieb, kam ich an eine kleine Spalte des Gletschers. Die Schafe sprangen hinüber; nur ein einziges wollte dies nicht wagen. Indem ich es nun mit der Hand antrieb, sank plötzlich das Eis unter mir, und ich stürzte in den Abgrund. Da lag ich und sah nichts als den erbärmlichsten Tod vor mir; denn kein Mensch konnte mein Schreien hören und mir zu Hilfe kommen. Schon machte ich mich auf mein Ende gefasst; da hörte ich nahe bei mir ein Wasser rauschen. „Ha!“ fuhr mir's durch den Kopf, „das ist vielleicht jenes Bächlein, das vom Wetterhorn herab unter den Gletscher fliesst, und wenn das ist, so kannst du vielleicht durch dieses Bächlein hinaus-

kommen.“ Ich raffte mich also auf und kroch, fast immer auf dem Bauche liegend, unter dem Eise aufwärts. Endlich kam ich glücklich oben wieder ans Tageslicht. Hier erst merkte ich, dass mir durch den Fall der Arm gebrochen war; in der Todesangst hatte ich nichts davon gefühlt. Der Landvogt von Interlaken hat es nachher messen lassen, wie tief ich hinuntergefallen und wie weit ich unter dem Eise fortgekrochen war. Jenes betrug 19 Meter, dieses 130 Schritte.

Das Erdbeben in Basel.

Am Lukastag, d. i. am 18. Oktober des Jahres 1356, verspürte man in Basel gegen Abend einen leichten Erdstoss. Die Einwohner erschranken; doch beruhigten sie sich, als die Stösse sich nur schwach wiederholten. Aber nachts um 10 Uhr bebte die Erde so entsetzlich, dass die ganze Stadt wankte und in Trümmer fiel. Nach diesem starken Erdstoss hörte das Beben nicht auf; es setzte sich fast durch die ganze Nacht fort und war dreimal so heftig, dass die Glocken der Predigerkirche von selbst anschlagen. Die Mauern barsten und stürzten krachend zusammen; selbst die festesten derselben zitterten und bekamen Risse. Nicht ein einziges Haus blieb unversehrt. Wohl trotzten die mächtigen Pfeiler des Münsters; aber der obere Teil des Chores fiel ein. Die Ringmauer brach auch zusammen und stürzte in den Graben. Alle Strassen waren mit Schutt überfüllt und ganz ungangbar. Über 300 Einwohner fanden im Trümmerhaufen einen jähen Tod. Wer konnte, rettete sich ins Freie auf die grossen Plätze. Doch wurde noch manch Fliehender von herabfallenden Mauerstücken erschlagen. Aber nicht bloss die Stadt, sondern ihre ganze Umgebung litt unter dem schrecklichen Ereignis. Die stolzen Burgen der Adeligen zerfielen; ihre Ruinen predigen uns noch heute, wie schnell Pracht und Glanz in Staub versinken können. Sogar die fernen Städte Bern und Strassburg wurden schwer heimgesucht.

Zu dem einen Unglück kam aber bald noch ein andres. Schon in der ersten Nacht brach Feuer aus und griff so rasch um sich, dass es nicht zu bezähmen war. Was das Erdbeben übrig gelassen, wurde nun ein Raub der Flammen; was nicht verschüttet und zerschmettert ward, verkohlte und wurde zu Asche. Nicht bloss die Häuser, das Mobiliar, die Handwerkszeuge und die Kaufmannswaren verbrannten, nein, auch die

Ratsbücher, Wertschriften, kurz alles, alles. Acht Tage lang dauerte der Brand; er hörte erst auf, als das gefräßige Feuer keine Nahrung mehr fand.

Der Eindruck, den der Trümmerhaufen auf die Einwohner machte, war so niederschmetternd, dass sie im ersten Augenblicke zögerten, die Stadt wieder am gleichen Orte aufzubauen. Allein bald fanden sie Mut, räumten den Schutt weg und bauten sie schöner und herrlicher wieder auf, als sie je vorher gewesen war. Dabei durften sie auch die treue Bruderliebe von nah und fern erfahren. Auf die Kunde des Unglücks eilten Helfende von allen Seiten herbei. Ja sogar ihr Feind, der Herzog Albrecht von Östreich, der gerade die Stadt belagerte, leistete ihr Hilfe. Er hob die Belagerung auf und liess 400 Mann vom Schwarzwald kommen, damit sie auf seine Kosten die Strasse von der Rheinbrücke bis zum Kornmarkt vom Schutte reinigten.

Später bürgerte sich die Sitte ein, zur Erinnerung an das Ereignis am Lukastage armen Kindern Kleidungsstücke zu schenken; das heutige „Schülertuch“ und noch andere „Lukastiftungen“ rufen uns jene Tage der Heimsuchung alljährlich ins Gedächtnis zurück. So ist aus diesem Unglück spätern Geschlechtern sogar reichlicher Segen erwachsen.

Rheinnot.

1. Wie liegt die Nacht so schwer überm Tal,
so feucht und so frostig allüberall!
Kein Sternlein grüset mit seinem Schein
die wildschwarzen Wogen im rauschenden Rhein.
2. Sie grollen und rollen auf kiesigem Grund;
sie wachsen wehkündend von Stund zu Stund.
Auf zitterndem Damme, in dunkler Nacht
mein Vater steht auf der Wasserwacht.
3. Die nahende Not verkünden vom Turm
die heulenden Glocken, sie läuten Sturm;
sie läuten so traurig talauf und talab
dem Sommersegen ins nasse Grab.
4. Wohl schaffen schaufelnd beim Fackelschein
die Männer und Frauen in stummen Reihn;
wohl tragen sie Rasen und Erde herbei;
die Wellen spotten: „Der Jungstrom ist frei!“

5. Sie lecken mit zorniger Zunge den Damm;
sieh da! Hochgehender Wogenkamm
stürzt über! — Die sandige Wehre weicht;
ein Wehruf über die Wasser streicht. —
6. Sie kommen, sie kommen so hoch, so voll;
sie beugen die Saaten in wildem Groll.
Indes das Sturmgeläute verklingt,
die gurgelnde Flut in die Häuser dringt.
7. Und über den Wassern, Irrlichtern gleich,
da leuchten Laternen den Männern so bleich;
die flüchten aus überflutetem Stall
das brüllende Vieh durch den Wogenschwall.
8. Und oben im Hause, dass Gott erbarm',
sitzt zitternd die Mutter, das Kleinste im Arm.
Sie hat die lange, die traurige Nacht
mit schwerem und bangendem Herzen durchwacht.
9. Nun hebt der Morgen den Schleier weg;
verschwunden sind Garten und Strasse und Steg;
die Kronen der Bäume nur zeigen die Spur
der untergegangenen Segensflur.
10. Da horch! Wie tröstender Engelsang
ruft über die Fluten der fromme Klang
der Morgenglocke ins Kämmerlein:
„Die Liebe ist stärker als unser Rhein!“

Der gute Knecht.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und dass er ein solcher war, erfuhr der Meister durch eine kleine Tatsache, an die sich später viele andre reihten. Der Knecht hatte nichts davon gewusst, dass ein Auge ihn sah, als er sich brav benahm, und das sind die besten Taten, die so geschehen. Sie werden uns selten äusserlich belohnt; aber sie haben doch einen guten Zahlmeister, der immer über bare Münze verfügt, und das ist der Herr Geheimrat im Herzen; und wer den bei sich richtig angestellt weiss, dem kann es einerlei sein, wie er selbst und wie andre in der Welt betitelt werden.

Es war ein heisser Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Acker heimgekommen war. Die beiden Tiere wurden gefüttert und abgeschirrt; denn jeder, der es

wissen will, weiss, dass auch ein Tier nicht zur rechten Ruhe kommt, solange es das Geschirr auf dem Leibe hat; aber manche wollen es nicht wissen, um sich die Mühe des Ab- und Aufschirrens zu ersparen. Das tat aber Vormanns Knecht nicht, und es kann wohl sein, dass ihm selber darum auch das Essen drin am Gesindetisch um so besser schmeckte.

Der Streit ist noch unentschieden, welche Pfeife am besten schmeckt, ob die nach der Morgensuppe, die nach dem Mittagessen oder die am Feierabend. Unser Konrad liebte sie alle gleich. Es war ein eigenes Behagen, mit dem sich Konrad nach dem Mittagessen auf den Stein an der Stalltüre setzte, mit einem Strohalm seinem Pfeifenrohre Luft machte, während er einsteilen den runden Pfeifenkopf auf den Sims des kleinen Stallfensters gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopfe griff, rollte dieser hinunter und ganz unversehens hinein in den Stall auf ein Strohbüschel. Schon wollte Konrad herabsteigen und durch die Türe in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen; aber plötzlich hielt er inne. Er sah, dass die Pferde sich niedergelegt hatten, und er wusste, dass sie alsbald aus der ihnen so nötigen Ruhe aufspringen würden, wenn er in den Stall träte. Ruhig setzte er sich daher wieder nieder und hielt das Rohr rauchlos im Munde.

Der Landwirt Vormann, der alles aus seinem Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?“ — „Nein, sie ist nur da hineingerutscht,“ antwortete der Knecht; „aber ich will die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder ins Feld geht.“ — „Du bist ein braver Knecht,“ sagte Vormann und reichte ihm die eigene, silberbeschlagene Pfeife aus dem Munde. „Da, nimm und behalte das zum Danke dafür. Es wird dir gut gehen; denn wer die Ruhestunde eines Tieres schont, der ist auch rechtschaffen gegen Menschen.“ Wir bleiben hoffentlich lebenslang beieinander.“ Und so geschah es auch.

Pflichttreue.

An einem Samstagabend im August 1882 näherte sich ein Gotthardzug dem Polmengo-Tunnel, als plötzlich ein gewaltiges Felsstück auf das Geleise fiel. Der Bahnwärter bemerkte es; einen Augenblick mass er die Entfernung zwischen dem Zuge und dem Hindernis auf den Schienen; dann stürzte er todesmutig vor, um den gefahrdrohenden Stein wegzuräumen.

Der Lokomotivführer erblickte den Mann, versuchte aber umsonst, den Zug zum Stehen zu bringen. In dem Augenblick, wo der Zug auf das Felsstück zu stossen drohte, wich letzteres, dank den übermenschlichen Anstrengungen des Bahnwärters. Der Zug brauste vorüber. Hunderte von Reisenden näherten sich den sonnigen Gefilden Italiens, Glück und Hoffnung im Herzen, ahnungslos, dass sie vor wenigen Sekunden der drohenden Lebensgefahr entronnen waren. Und der Retter? In Stücke zerrissen lag sein blutiger Leichnam auf den Schienen.

Mutterliebe.

Im Unterengadin lebte auf einem einsamen Gütchen bei Süs der Bauer Jakob Wohlwend. Der Ertrag des kleinen Heimwesens war ärmlich, so dass sich Wohlwend entschloss, die rauhe Berggegend zu verlassen und nach Igis in der milden und fruchtbaren Gegend von Chur anzusiedeln, woher seine Frau war. Aber aus dem Unterengadin nach Igis ist es weit, und es ist die hohe Bergkette zu überschreiten, über welche der rauhe Flüelapass führt, auf dessen Höhe ein kleiner See beinahe das ganze Jahr zugefroren ist.

Es war an einem schönen Spätherbstmorgen des Jahres 1838, als Wohlwend mit seiner Frau und seinen fünf Kindern von Süs aufbrach, um über den Flüela zu reisen. Die Leute stiegen wohlgemut die rauhen Halden hinauf, und die grossen Kinder freuten sich an dem, was sie unterwegs alles sahen: Spätblumen, die ihnen zunickten, Ziegen, die am Rande des Weges weideten und ihnen traulich entgegenkamen. Wo die Bäume verschwanden und die Alpweiden begannen, hörten sie den Pfiff der Murmeltiere; einige derselben sasssen wie kleine Äffchen auf den Felsblöcken und bedienten sich ihrer Vorderpfoten gleich Händchen.

Während die Kinder sich so freuten, schauten der Vater und die Mutter, welche ihr halbjähriges Kindlein auf dem Arme trug, besorgt an die Berggipfel hinauf. Dort bildeten sich Nebel, die von scharfem Luftzuge pfeilschnell dahingetrieben wurden. Nach und nach hüllten sich die Gipfel ein; das Blau des Himmels verschwand, und ein heftiger Wind fuhr an den Felsen hin. Bald fielen feine Tropfen nieder; allein zwischen denselben trieben Schneeflocken dicht und immer dichter. Ängstlich sammelten sich die Kinder um die Eltern und schmiegen sich an sie.

Es wurde kälter, der Pfad mit jedem Schritt beschwerlicher. Immer stärker brauste der Wind; immer dichter wurde das Schneegestöber, und der Vater, obschon von Angst gequält, wollte die Seinen ermutigen. „Nur rüstig!“ sprach er. „Bald sind wir auf der Höhe, wo das Schutzhaus ist; gib mir das Kindlein, Mutter, du bist müde!“ — „Ich kann nicht mehr,“ sprach die Frau und setzte sich auf einen Stein. Auch die Kinder jammerten und weinten. Da gab der Vater das Kindlein der Mutter wieder. „Ich bringe diese vier in Sicherheit und komme eilig mit Hilfe aus dem Schutzhaus zu dir zurück. Der liebe Gott wird uns nicht verlassen.“ — „So geh in Gottes Namen; aber komm bald wieder!“ sprach die erschöpfte Frau und drückte ihr Kindlein an sich.

Durch den rasenden Schneesturm eilte Wohlwend dahin, zwei Kinder tragend, während die grössern Knaben wacker vorwärts schritten. Obschon der Schnee ihnen bald bis an die Knie reichte, gelangten sie doch nach unsäglichen Anstrengungen in das Schutzhaus. Ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, eilte Wohlwend mit zwei Hirten, die im Schutzhaus ein Obdach gesucht hatten, wieder den Berg hinab. Allein die drei Männer vermochten sich beinahe nicht durchzuarbeiten. Sie versanken oft bis an die Brust in den Schnee, kamen vom Pfade ab, und Stunde um Stunde verging; es wurde dunkler und immer dunkler.

Endlich glaubte Wohlwend die Stelle gefunden zu haben, wo er die Frau mit dem Kindlein zurückgelassen. Allein wo ist sie? Er ruft . . . Umsonst! Die Mäner räumen mit den Schaufeln den Schnee weg. Das ist nicht die Stelle; sie sind irre gegangen. Sie suchen ringsumher; alles ist vergeblich. Nach langen, bangen Stunden und trostlosem Wandern in der Irre kehren sie ins Schutzhaus zurück. Welche Nacht durchwachte da der arme Gatte und Vater! Am frühen Morgen brachen die drei Männer wieder auf, in höchster Besorgnis um das Schicksal der Verlorenen. Ach, die Angst war nur zu begründet! Die arme Frau war mit dem Kindlein vom Schnee zugedeckt worden und musste wohl mit ihrem Liebling elendiglich umgekommen sein.

Die Männer schaufelten und schaufelten, und endlich lag die Frau tot vor ihnen. Aber sieh, in dem Tuch, das sie mit ihren Armen fest an die Brust gedrückt hält, ist's lebendig; ein schwaches Wimmern lässt sich hören — das Kindlein lebt! Man schlägt das Tuch auseinander und findet das Knäblein,

leise sich regend. Aber, was ist das, womit das Knäblein eingehüllt ist? Es ist das warme, wollene Halstuch der guten Mutter und dabei ihr Unterkleid. In aller Todesnot hat sie sich selbst vergessen. Ihre Kleider hat sie hergegeben und ihr Leben geopfert, um dasjenige ihres Kindleins zu retten.

Ein schöner Sieg.

Im deutsch-französischen Kriege (1870/71) diente ein Jüngling als Trommelschläger. Weil er ein liebenswürdiger und fleissiger Bursche war, wurde er bald der Liebling seiner Vorgesetzten. Eines Tages befand er sich bei den Hauptleuten im Zelte, als eben Erfrischungen gereicht wurden. Einer der Offiziere bot dem Tambour ein Glas; doch dieser wies es zurück mit den Worten: „Ich habe mich entschlossen, mein ganzes Leben lang weder Bier noch Wein, geschweige denn Branntwein zu trinken.“

„Heute aber musst du dir eine Ausnahme erlauben,“ antwortete der Hauptmann. „Du bist jetzt in unserm Kreise, und es ist nicht höflich, wenn du dich davon ausschliessest.“

Trotz dieses Drängens blieb der Jüngling fest dabei, seinen Vorsatz nicht zu ändern. Lachend wandte sich der Hauptmann an den Major. „Aus diesem Kerl wird kein guter Soldat,“ sagte er; „er fürchtet sich ja zu trinken.“

„Wie?“ erwiderte dieser ebenfalls scherzend, „er wird uns doch nicht beleidigen wollen!“ Dann aber, als er den entschlossenen Ausdruck auf dem Gesichte des Burschen wahrnahm, änderte er plötzlich seinen Ton und sagte: „Ich befehle dir, zu trinken, und du weisst, dass es nicht erlaubt ist, seinen Vorgesetzten ungehorsam zu sein.“

Da erhob sich der mutige Jüngling, und indem er die grossen, blauen Augen zu dem Offiziere aufschlug, sagte er bescheiden aber fest: „Herr Major, mein armer Vater ist am Trunke gestorben. Als ich von meiner lieben Mutter Abschied nahm, um in die Armee einzutreten, da gelobte ich ihr, mit Gottes Hilfe nie einen Tropfen geistigen Getränkes zu berühren, und ich werde mein Versprechen halten. So leid es mir tut, Ihnen ungehorsam zu sein, so will ich das immer noch lieber als wortbrüchig werden und das Vertrauen und die Hoffnung meiner teuren Mutter täuschen.“

Die Offiziere fühlten, dass sie hier nichts mehr zu sagen hätten, und behandelten den entschlossenen Jüngling von dieser Zeit an mit der grössten Achtung.

Der Schneeball.

Eine Schar Knaben fing auf dem Schulweg an, Schneebälle zu werfen. Der Schnee war durch die Sonnenwärme bereits wässerig geworden, und die Bälle wurden hart wie Stein. Obschon viele erwachsene Leute auf der Strasse gingen, fuhren die Knaben mit ihrem Wurfspiel fort. Ein Herr, dem ein Schneeball den Hut vom Kopfe geschlagen, rief entrüstet: „Wollt ihr aufhören, ihr Lausbuben!“ In diesem Augenblick hörte man von der andern Seite der Strasse einen Schrei und sah einen alten Mann ohne Hut und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Augenblicklich liefen die Leute von allen Seiten herbei. Der Mann war von einem harten Schneeball ins Auge getroffen worden. Alle Knaben sprangen fort wie der Wind; sie liefen aber eben einem Polizeidiener in die Hände, der sie aufhielt und mit strenger Stimme fragte: „Wer ist es gewesen?“ — „Wer hat's getan?“ fragten auch die Umstehenden zornig.

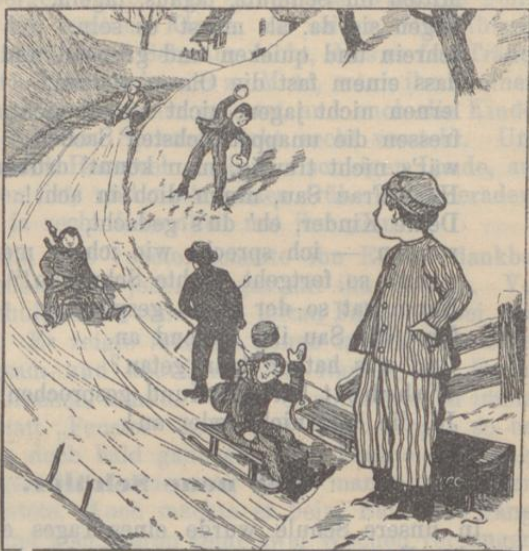
Einer der Knaben, namens Garoffi, zitterte am ganzen Leibe und hatte ein kreidebleiches Gesicht. Neben ihm stand sein Freund, der ihm beständig zuredete: „Vorwärts! melde dich! Sag', du habest es nicht absichtlich getan. Es wäre doch traurig, wenn du einen Unschuldigen leiden liessest. Schau! schon deuten die Knaben auf den armen Berto!“ — „Ich fürchte mich, es zu sagen“, erwiderte schlotternd Garoffi. — „Sei mutig! ich werde mit dir kommen und nicht von dir weichen, geschehe, was da wolle!“ ermunterte ihn sein Begleiter.

Immer lauter schrien die Leute: „Wer hat das getan? Der arme Mann! ein Brillenglas ist ihm ins Auge gedrunken; er wird an diesem Auge blind werden.“

Nun riefen einige, auf den bleichen Garoffi zeigend: „Der ist's!“ Sie liefen mit aufgehobenen Fäusten auf ihn los, und er wäre zu Boden geschlagen worden, wenn ihn nicht schnell ein Polizeidiener bei der Hand genommen und in einen Kaufladen geführt hätte, wohin unterdes auch der Verwundete gebracht worden war. Derselbe sass auf einem Sessel, die Augen mit einem Nastuch verbunden.

„Ich habe es nicht „mit Fleiss“ getan!“ schluchzte Garoffi, halbtot vor Angst; dann umfasste er die Knie des Verwundeten und sprach: „Verzeihen Sie mir!“ — „Tritt näher!“ sagte gütig der Greis und fuhr ihm dann mit der Hand liebkosend durchs Haar. „Sei nur ruhig! Ich verzeihe dir. Ich weiss, dass

du den Fehler nicht absichtlich begangen hast. Das Unglück hätte grösser sein können, wenn du statt meiner einen jungen Mann getroffen hättest, der seine Augen nötig hat, um für den Unterhalt seiner Familie arbeiten zu können. Ich werde nicht mehr lange leben, und vielleicht bleibt



mir ja ein Schimmer im andern Auge erhalten. Aber lasset euch diesen Fall zur Warnung dienen, ihr Knaben, damit nicht noch weiteres Unglück geschehe!“

Alle waren von der Sanftmut des Greises tief gerührt. Garoffi kam weinend nach Hause, wo inzwischen der Lehrer alles erzählt und den Vater gebeten hatte, den Knaben nicht weiter zu strafen. Dieser besuchte in der nächsten Zeit häufig den halbblinden Greis, las ihm vor oder redete mit ihm und gewann ihn recht lieb; jenen Schneeball aber hat er sein Leben lang nicht vergessen. Auch in der Schule wurde ein Wörtchen davon geredet. Was wohl?

„Die Wahrheit sag' mit freiem Mute,
bekämst du auch darnach die Rute.“

Der Hund und die Sau.

„Hör' einmal, liebe Sau!

Wenn ich's mir so recht beschau',
muss ich gestehn, dass mich's verdriesst,
wie du deine Kinder erziehst.

Mitten im Schmutz, tagaus, tagein,
 liegen sie da, als müsst' es sein,
 schrein und quieken und grunzen und schmatzen,
 dass einem fast die Ohren platzen,
 lernen nicht jagen, nicht hüten, nicht wachen,
 fressen die unappetitlichsten Sachen;
 wär's nicht traurig, man könnt' drüber lachen.
 Hör', Frau Sau, nimm dich in acht!
 Deine Kinder, eh' du's gedacht,
 werden — ich sprech', wie ich es meine —
 wenn's so fortgeht, rechte Schweine!“ —
 Kaum hat so der Hund gesprochen,
 fährt die Sau ihn wütend an.
 Und was hat er denn getan?
 Wahrheit hat der Hund gesprochen.
 Ja, die hört nicht jeder an!

Der neue Schüler.

In unsere Schule wurde eines Tages ein neuer Schüler gebracht. Es war ein achtjähriger Knabe, namens Emilio, mit grossen, schwarzen Augen, glänzend schwarzem Haar und schönen, weissen Zähnen. Er verstand nur wenige Wörter der deutschen Sprache; denn er war erst vor etlichen Tagen mit seinen Eltern aus einem Lande gekommen, wo die zahmen Kastanien, die Orangen und die Feigen an den Bäumen wachsen, wie bei uns die Äpfel und die Birnen, und wo man auf der Strasse zu Mittag isst. Der Knabe schaute schüchtern zu Boden, als er die neugierigen Blicke der vielen Kinder auf sich gerichtet sah. Es war ihm fast zu Mute wie einem Vöglein, das man aus seinem Neste genommen, und dem vor den fremden Kinderaugen bange ist. Der Lehrer nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einer Bank, worin noch ein Platz leer war.

In der Pause wollten alle Schüler den neuen Kameraden betrachten und mit ihm reden, und es bildete sich ein grosser Kreis von Knaben und Mädchen um ihn her. „Woher bist du?“ fragte ihn ein Knabe. „Nig verstand!“ war die Antwort des Jungen. Das dünkte nun die Kinder lustig, und einige lachten laut. „Wie heisst das?“ fragte ihn ein anderer Knabe, indem er auf seine Hand deutete. „Der And! Das And!“ antwortete und verbesserte jener. Nun entstand neues Gelächter. Der fremde Knabe wurde ganz rot im Gesicht und wusste nicht,

wie er sich verbergen sollte. Da sprach des Wächters Felix, ein Knabe aus der zweiten Klasse, zu seinen Mitschülern: „Lacht ihn doch nicht aus! Seht ihr nicht, dass er fast Tränen in den Augen hat? Wie wär' euch zu Mute, wenn ihr in einem andern Lande zur Schule gehen müsstet und euch die Kinder auslachten, weil ihr ihre Sprache nicht recht versteht. Und vielleicht hat er noch Heimweh nach dem sonnigen Lande, aus dem er gekommen ist, und nach seinen frühern Kameraden; wir wollen doch ja recht freundlich mit ihm sein.“

Während Felix also redete, schaute ihn Emilio dankbar an; er merkte schon, dass jener es gut mit ihm meinte. Vor und nach den Schulstunden sah man fortan Felix oft bei dem fremden Knaben. Er zeigte ihm die Dinge in der Schulstube und sprach langsam und deutlich deren Namen, bis Emilio sie richtig nachsprechen konnte. Wenn er anfangs auch immer sagte „Fenestr“ statt „Fenster“ und „Goff“ statt „Kopf“, so begriff er die Sache doch bald ganz gut und konnte die Dinge bei ihrem richtigen Namen nennen, wenn man nur mit dem Finger darauf deutete. Auch machte er beim Ball- und Fangspiel lustig mit, und noch waren keine zwei Wochen vergangen, so war Emilio allen ein lieber Kamerad geworden.

Eine Jugenderinnerung.

An einem Samstagnachmittag spielte ich mit einer Kinder-schar auf der Strasse, als gerade der Postwagen ankam und vor dem Wirtshause anhielt. Wir waren neugierig, wer aussteigen würde, und umstanden den Wagen mit grossen, weitgeöffneten Augen. Unter andern stieg ein älterer Herr aus, der sehr verkrüppelte Beine hatte. Das Sonderbare seines Ganges reizte mich zu dem unüberlegten Ausrufe: „Nein, schaut mir doch einmal den alten Krummbein an!“

Der arme Mann wandte sich um und sah uns mit einem schmerzlichen Ausdrücke an, den ich nie vergessen kann. Zu meinem Erstaunen und grossen Schrecken sah ich meinen Vater um die Ecke biegen, auf den Fremden zueilien, ihm mit herzlichem Willkomm den Arm reichen und ihn vorsorglich in unser Haus führen.

Tief beschämt schlich ich nach Hause, und zitternd begab ich mich ins Esszimmer.

Wie froh war ich, dass mich der fremde Herr nicht wieder erkannte, und wie schnitten mir seine Worte ins Herz, als er

zu meinem Vater sagte: „Diesen prächtigen Jungen zu retten, hat sich doch wohl der Mühe gelohnt, nicht wahr?“ Nun wusste ich, dass dieser Fremde mein Lebensretter war! —

Als kleines Kind war ich nämlich einst in den Fluss gefallen. Schon war ich dem Ertrinken nahe, als dieser treue Freund sich in den Strom warf und mit Gefahr seines eigenen Lebens mich dem Wellentode entriss. Ich war gerettet; er aber erkrankte an einer heftigen Erkältung, die er sich bei dieser Gelegenheit zugezogen hatte, und wurde zum Krüppel.

Der beste Empfehlungsbrief.

Auf die Anzeige eines Kaufmanns, durch die ein Lehrling gesucht wurde, meldeten sich gegen fünfzig Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen unter ihnen und verabschiedete die andern. „Ich möchte wohl wissen,“ sagte ein Freund, „warum du gerade diesen Knaben bevorzugtest, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte.“ — „Du irrst,“ lautete die Antwort. „Dieser Knabe hatte viele Empfehlungen. Er putzte die Schuhe ab, ehe er ins Zimmer trat, und schloss die Türe zu; er ist daher sorgfältig. Er gab ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten, lahmen Manne, was seine Herzergüte und Aufmerksamkeit zeigt. Er nahm die Mütze ab, ehe er hereinkam, und antwortete auf meine Fragen schnell und sicher; er ist also höflich und hat Anstand. Er hob das Buch auf, das ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen es zur Seite stiessen oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, dass sein Rock gut ausgebürstet und seine Hände und sein Gesicht rein waren. Nennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr darauf, was ich von einem Menschen weiss, nachdem ich ihn zehn Minuten lang gesehen, als auf das, was in schönklingenden Empfehlungsbriefen geschrieben steht.“

Ein alter, schöner Brauch.

Während Felix Notvest, der Pfarrer von Reifenwerd, an einem Samstagabend zur Sommerszeit über Feld geht, begegnet ihm Lony, die Tochter des Kommandanten Stockar, die einen Korb voll Sommerfrüchte am braunen Arm trägt. Er wünscht ihr guten Feierabend.

„Noch nicht Feierabend!“ erwidert sie frohmütig; „in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag gibt es im Dorf öfters ein besonderes Arbeitsstück. Da besorgen die Burschen und Mädchen in Feld und Reben die dringendsten Arbeiten für jene Leute, die alt oder krank sind. Heute nacht tun wir es für den Schleifer Keller, dem ein Schleifstein, welcher zersprungen ist, die Rippen eingeschlagen hat.“

„Ein schöner Brauch!“ erwidert Felix Notvest; „mir ist, ein solches Nachtwerk sei so gut wie ein Gottesdienst!“

Nicht lange nachher liegt die Ruhe des Sonntagvorabends über Reifenwerd; von fernher rauscht der Fluss; die Johanniskäfer fliegen wie leuchtende Fünkchen, und der volle Mond, der im Osten steigt, erhellt Dorf und Landschaft. Auf der grünen Bank vor dem schönen, spalierumrankten Hause sitzen der Kommandant mit ruhsam unterschlagenen Armen und die Kommandantin, die das Gemüse für den Sonntagstisch rüstet. Sie sprechen von der hoffnungsreichen Ernte, der man entgegengeht.

Da tritt Lony, die in der aufgehefteten Schürze ein Bund Weizenhalme trägt, aus der Türe, steckt sich im Garten noch ein paar Nelken ins Mieder und sagt, sich gegen die Eltern wendend: „Ich gehe jetzt zum Nachtwerk in die Reben Kellers.“ — „Geh nur, Lony!“ ermuntert der Kommandant seine Tochter; „das Rebstück schaut so verwahrlost auf die Strasse herunter, und wenn es in Ordnung kommt, so steht es dem Dorfe wohl an.“

Eine Stunde später arbeitet die gesamte Jungmannschaft von Reifenwerd im Weinberge des Schleifers. Der Mond wandelt gemächlich über fernen, blauen Höhen; durch die Reben geht Flüstern und Lachen; langsam rückt die Schar der freiwilligen Winzer und Winzerinnen die Halde empor, Lony still und emsig unter ihnen. Zwischen fleissigen Händen fallen die überschüssigen Schosse der Reben, und die bauschigen Stöcke fügen sich dem Band der Weizenhalme. Schon regt sich der Morgenwind; in der Tiefe des Dorfes krähen die ersten Hähne; die Lerche schmettert in der Luft; im Osten hellt sich der Himmel, und der Morgenstern steigt der Sonne voran.

Die wackern braunen Mädchen und Burschen aber, die ihr Werk vollendet haben, sammeln sich aufatmend am Waldrand und erwarten den Aufgang der Sonne. „Lony, stimme an!“ bitten sie, und das Lied „Unsre Berge lügen übers ganze Land“ erklingt, und mit einer Art Andacht lauschen sie selber den in der Morgenstille erklingenden Tönen.

Da röten sich über den blaugrünen Waldhöhen, die noch im Schatten liegen, die fernen Schneeberge; ein viereckiges Firnfeld, das sich am höchsten in den blauen Himmel erhebt, glüht in einer Pracht wie junge Rosen. Die Augen der Burschen und Mädchen richten sich nach Osten; die Sonne rollt, ein feuriges Rad, über waldige Höhen empor; von den Bergen herab wallt das Licht und zuckt und flutet über das Land.

Dann steigt die Schar der Jungmannschaft plaudernd ins Dorf hinab.

Sommernacht.

In meiner Heimat grünen Talen,
da herrscht ein alter, schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
der Glühwurm schimmert durch den Strauch —
dann geht ein Flüstern und ein Winken,
das sich dem Ährenfelde naht;
da geht ein nächtlich Silberblinken
von Sieheln durch die goldne Saat.

Das sind die Burschen, jung und wacker;
die sammeln sich im Feld zuhauf,
und suchen den gereiften Acker
der Witwe oder Waise auf,
die keines Vaters, keiner Brüder
und keines Knechtes Hilfe weiss.
Ihr schneiden sie den Segen nieder;
die reinste Lust ziert ihren Fleiss.

Schon sind die Garben festgebunden
und rasch in einen Ring gebracht.
Wie lieblich flohn die kurzen Stunden;
es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
im Garbenkreis, bis Morgenluft
die nimmermüden braunen Jungen
zur eignen schweren Arbeit ruff.

Der heilige Meinrad.

1. Sankt Meinrad floh das Waffenspiel
und zog in Wald hin ob der Sihl.
Er wollte nicht mehr Ritter sein
und hauste sich als Klausner ein.

2. Und um die Zelle rings herum,
da grub er sich ein Gärtlein um.
Zwei Raben halfen ihm dabei
und hielten's vom Geziefer frei.
3. Er hatte sie noch jung und nackt
des Sperbers Krallen abgejagt.
Gar zahm und traulich wurden sie,
verliessen ihren Retter nie.
4. Da kamen einst zwei Räuber her;
nach Geld und Gut ging ihr Begehr.
Sie morden ihn; es fliesst sein Blut;
doch finden sie nicht Geld und Gut.
5. Und wie der Mord geschehen war,
da ziehen keck die Raben dar.
Sie schrien wild die Mörder an,
als sie den Herrn erschlagen sahn.
6. Und sieh, erschrocken auf der Stell'
nach Zürich fliehn die Mörder schnell.
Sie kehren dort verstohlen ein
und meinen, sicher nun zu sein.
7. Doch plötzlich schiesst das Rabenpaar
durchs Fenster auf die Mörder dar.
Verraten ist die Freveltat;
die Mörder sterben auf dem Rad.
8. Und da, wo Meinrads Zelle stand,
steht jetzt Einsiedeln weltbekannt.
Noch fliegen dort im Wappenschild
die treuen Raben durchs Gefild.

Das St. Jakobsdenkmal.

Basel, den 10. Mai 1909.

Lieber Jakob!

Heute machte ich mit meinen Eltern einen kleinen Ausflug in die Umgebung der Stadt. Auf dem Wege sah ich das St. Jakobsdenkmal, welches zur Erinnerung an die grosse Waffentat bei St. Jakob an der Birs errichtet wurde. Es besteht ganz aus Marmor. Der Sockel hat die Form eines Kreuzes und erinnert an das Kreuz im Schweizerwappen. Auf den

Armen dieses Kreuzes erheben sich vier Heldengestalten: der Ritter, der Kriegsknecht, der Schütze und der Steinschleuderer.

Der Ritter stellt den edlen Führer dar, welcher auf des Feindes Waffen zusammensinkt, das Schwert zerbrochen, das Banner noch hochhaltend in sterbender Hand. Ihm gegenüber kniet der wettergehärtete alte Krieger mit wallendem Barte und schützt den heiligen Boden des Friedhofes von St. Jakob. Der kräftige Schütze zieht, den Schmerz überwindend, den Pfeil aus der Brust, um ihn wieder gegen den Feind abzuschiesen. Der Hirtenknabe hat eine klaffende Wunde; dennoch rafft er einen Stein vom Boden auf, um damit den übermütigen Feind zu strafen.

Die Helden haben gekämpft bis zum letzten Atemzuge; noch ein letztes Aufflammen edlen Mutes, und sie brechen vor Erschöpfung zusammen im bitterm Todesschmerze.

Als Inschrift steht auf der Vorderseite des Denkmals der Wahlspruch der Helden:

Unsere Seelen Gott,
unsere Leiber den Feinden.

Mitten zwischen den Kriegern erhebt sich die hohe Gestalt der Helvetia und reicht den kämpfenden Söhnen den Siegerkranz. Dankbaren, trauernden Blickes fleht sie den Segen des Himmels auf das gerettete Vaterland herab.

Wenn Du mich diesen Sommer besuchen wirst, wollen wir nicht unterlassen, dieses prächtige Denkmal aufmerksam zu betrachten.

Bis dahin verbleibe ich Dein treuer Freund

Otto Brenner.

Die Murtner Linde zu Freiburg.

1. Zu Freiburg auf dem Rathausplatz steht eine Linde.
Leis rauscht ihr grüner Blätterschatz im kühlen Winde.
Die Linde, die da rauscht so leis,
war einst ein fast verwelktes Reis.
2. Von eines Kriegers Eisenhut nickt es verloren,
und der es trug, der schlug sich gut vor Murten's Toren.
Als der gewalt'ge Sieg geglückt,
hat er damit den Helm geschmückt.

3. Und Freiburgs Fenner sprach dies Wort: „Lauf heim und sage,
dass wir gesiegt, den Unsern dort noch heut am Tage!
Je bald' du die Stadt erreicht,
je rascher dort die Angst entweicht!“
4. Und folgsam macht der Bote gleich sich auf die Beine.
Die andern sammeln Schätze reich, — er wünscht sich keine.
Der grösste Schatz, den er gewann,
ist, dass er Sieg verkünden kann.
5. Er läuft in Eil', er rennt in Hast, der biedre Knabe,
gönnt keine Ruh' sich, keine Rast und keine Labe.
Der Waldbach schäumt; die Sonne sticht;
fast bricht sein Herz, — er achtet's nicht.
6. Und atemlos, mit letzter Kraft, hat er's errungen,
ist durch den Kreis der Bürgerschaft hindurchgedrungen
auf selben Platz, wo rauschend heut
die alte Linde Schatten streut.
7. Dort steckt er ein den Speer mit Macht, sich dran zu ranken.
Sein Busen fliegt, sein Auge lacht, — man sieht ihn wanken.
Doch fasst er sich und donnert: „Sieg!“
Dann sank er zuckend hin und schwieg.
8. Gebrochen war in stolzer Lust sein treues Herze.
Der Bürger angstentladne Brust erlag dem Schmerze.
Das Siegesfest zu Freiburg ward
zu einer stillen Totenfahrt.
9. Man nahm das welke Lindenschoss vom Hut des Knaben
und hat, wo er sein Auge schloss, es eingegraben.
Draus ward die Linde, die noch heut
auf selbem Platze Schatten streut.

Fahrt der Zürcher Schützen nach Strassburg.

Abfahrt.

Es begab sich im Jahre 1576, dass die Bürger von Strassburg auf den 20. Juni ein grosses Freudenschieszen ansetzten und alle ihre Freunde und Nachbarn einluden, bei ihnen um den Preis und die Ehre zu schiessen mit Armbrust und Büchse. Das vernahm auch die alte Stadt Zürich. Diese hatte seit mehr als hundert Jahren mit den Strassburgern zu Schutz und Trutz im Bündnis gestanden; aber weil die Städte vier gute Tage

reisen auseinander lagen, und es damals keine Dampfschiffe und Eisenbahnen gab wie heutzutage, so hatten sie wohl beiderseitig oft ihrer Freundschaft vergessen, zumal wenn keine grossen Gefahren und Bedrängnisse von aussen sie daran mahnten.

Als aber die Kunde von dem grossen Schiessen nach Zürich kam, da gedachten die Bürger ihrer alten Freundschaft und beschliessen, ihren Freunden zu zeigen, dass mannhafter Mut und Ausdauer aus vier Tagereisen eine und Fernwohnende zu Nachbarn machen könnten. Also rüsteten sie ein Schiff aus, kochten einen grossen Topf voll Brei und brachten ihn heiss vom Feuer auf das Schiff, wohl mit einem Deckel verschlossen und in einen hölzernen Kasten mit Sand gestellt, damit er sich fein warm halte. Es war 2 Uhr nach Mitternacht am 20. Juni, als sie sich auf der Limmat einschifften.

Erste Station.

Da erscholl ein lautes Jauchzen und Freuderufen der Menge, die am Ufer stand; die rauschende Limmat aber rauschte noch einmal so stark und schlug schäumend an die Ufer, als wäre sie unwillig über das Ungestüm, womit die eifrigen Schiffer ihr Wasser Schlag auf Schlag aufwühlten. Sie war herzlich froh, als sie die Schiffer in die reissende Aare abgesetzt hatte und wieder ungestört ihres Weges ziehen konnte.

Unterdessen guckte die Sonne über die Berge ins Tal und wunderte sich nicht wenig, als sie auf der Aare ihre alten Bekannten, die Ratsherren von Zürich, erblickte, denen sie sonst im Bette guten Morgen zu sagen pflegte. Und wer steht auch im Sommer früher auf als die Sonne? — „Was mag die jagen?“ dachte sie; „indessen hab' ich ja noch einen guten Weg vor mir, und ihr entgeht mir nicht.“ Indem sie so denkt und mittlerweile immer höher steigt, sieht sie ihren Liebling, den Rhein; und wie seine gekräuselten Wellen vor Freude glitzerten im Sonnenstrahl, da rauschte gerade das Schifflein hinein und brauchte nicht mehr zu fürchten, dass es sich stiesse an den Ufersteinen; denn da konnten wohl zehn nebeneinander fahren und hatten Raum genug für ihre Ruder.

„Sei uns gegrüsst, du stolzer Rhein, und geleite uns!“ riefen die Schiffer; die drei Trompeter stiessen in ihre Trompeten; die zwei Trommler schlugen einen kräftigen Wirbel, und der Pfeifer blies so laut und gellend drein, dass die Rheinschwalben aufflogen und das Schifflein umkreisten.

Der Rhein aber, der ein gutes Gedächtnis hat, so alt er auch ist, merkte gleich, was im Werke sei, kräuselte sich munter um die tanzenden Ruder, rufend: „Bravo, ihr wackern Eidgenossen!“ und dann schäumte er wieder hinten am Steuer und rief dem Steuermann zu: „Scharf das Auge und fest die Hand! Schau!“ sprach er, „dort Laufenburg, da gilt's! Der alte Bergmeister vom Jura will uns nicht durchlassen und schiebt einen Damm von Klippen vor; aber nicht verzagt, ihr Männer! wenn's auch brüllt und schäumt, ich führ' euch hindurch. Scharf das Auge, Steuermann, fest die Hand! gerad' auf den mittlern Brückenbogen los. Regt die Ruder! Nicht umgesehen! Lasst sprühen und spritzen, was will! Schlagt ein, schlagt ein! Halloh!“ — — Da schäumte der Rhein und brauste so laut wie Donner, und hui! wie ein Blitz schoss das Schiffelein den Fall hinunter. Aber der alte Rhein freute sich, als er wieder freien Raum hatte, und breitete seine Brust mächtig aus, und auch den Männern wurde es frei um die Brust, als sie sagten: „Gottlob, die Gefahr ist überwunden! Die Mühe ist noch übrig, und die soll uns nicht verdriessen.“

Unterdes war es in der alten Stadt Basel schon lange lebendig geworden, und über die Brücke mit ihren vierzehn Bogen zogen Reiter und Fussgänger hinüber und herüber. Nun hatte eben die grosse Glocke auf dem Münster zehn geschlagen; da standen sie alle plötzlich auf der Brücke still und sahen den Rhein hinauf; denn da schwebte etwas her und wurde zusehends grösser und deutlicher, und wie es nahe kam, war's das Schiff von Zürich. Aber die Basler wussten's nicht und hatten auch nichts als das Nachsehen. Denn ehe sie ihnen zurufen konnten, anzulegen und erst bei ihnen einen Schoppen Wein zu trinken, schoss das Schiff wie ein Pfeil unter der Brücke durch, und der Lällenkönig, der eben die Zunge ausgestreckt hatte, erschrak so, er hätte schier die Mundsperr bekommen.

Zweite Station.

Die Schiffer hatten vor Schweiss und Hitze keine Zeit, an andere Dinge zu denken; denn von oben brannte die Sonne, und in der Mitte stand der heisse Hirsebrei, und im hohen Sommer vor einer heissen Schüssel zu sitzen, wenn man nicht einmal zulangen darf, ist auch eben nicht behaglich.

Die wackern Zürcher aber machten sich nichts daraus. Schlag auf Schlag gingen die Ruder; auf und ab tanzten die

krausen Wellen; vorbei flogen die Bäume am Ufer; vorbei zogen die Schlösser, Dörfer, Städte und die Inseln im Flusse. Berge erschienen und verschwanden; nur der Rhein unten und der Himmel oben blieben unveränderlich, und die Sonne, die schon ziemlich lange auf die Elsässer Seite hinübergangen war, sah noch immer unverwandt nieder auf das Schiff und wunderte sich, dass es gar nicht anhielt. Als sie aber schon an Breisach vorbei waren und noch immer eine Meile nach der andern zurücklegten, da wurde sie es auch müde, weiter aufzupassen, und sie trieb ihre Rosse und Wagen schneller bergunter, um nach langer Tagefahrt zur Ruhe zu kommen.

Siehe, da zeigte sich die schlanke Spitze des Strassburger Münsters, die 143 Meter hoch in die Luft hinaufragt. Bald zeigte sich auch die grosse Rheinbrücke, und bald liefen sie ein in den Giessen, einen Arm, den der freundliche Rhein an die Stadt hinschickt, weil er selbst nicht Zeit hat, ihr einen Besuch zu machen.

Hatten nun die Trompeter, Trommler und Pfeifer schon am Morgen einen guten Lärm gemacht, da sie den Rhein zuerst erblickten, so strengten sie erst recht all ihre Kunst und Kraft an, als sie Abschied nahmen vom Rhein und in den Giessen einliefen. Das war ein ununterbrochenes, lauthallendes Wirbeln, Schmettern und Pfeifen das Gestade entlang, und herbei strömten Männer, Weiber und Kinder, betrachtend das flatternde Banner von Zürich und die festlich gekleideten Schweizer. Diese aber kamen auch nicht mit leeren Händen, sondern indem sie das Ufer entlang fuhren, warfen sie nach altem Brauch ihre kranzförmigen Brötchen, genannt Semmelringe, hinaus, deren sie dreihundert geladen hatten, zum Zeichen, dass sie nicht als Feinde kämen, zu nehmen, sondern als Freunde, zu geben. Also kamen sie nach Strassburg, und es war noch hell, eben nach Sonnenuntergang.

Sie zogen nach dem Rathaus, wo im grossen Saale viele Herren vom Rat und von der Bürgerschaft und eine Menge fremder Schützen versammelt sassen. Hier setzten sie den grossen Topf mitten auf den Tisch, und der Ratsherr Kaspar Thomann, der mit unter den Fünfen war, sprach also: „Edle Herren vom Rat, ehrenfeste, biedere Brüder der guten freien Stadt Strassburg! Die freie Stadt Zürich entbietet euch durch uns ihren Gruss samt der Bitte um Bewahrung und Erneuerung aller alten Freundschaft, Treue und Gemeinschaft, die von der Väter Zeiten her zwischen diesen beiden guten freien

Städten bestanden. Sollte aber jemand denken, wir wären zu weit entfernt, um mit rechtem Ernst Freundschaft halten zu können, indem es die Freundschaft erfordert, sich in der Not augenblicklich beizuspringen, der wisse, dass wir nahe genug sind, unsern Freunden in Strassburg wohl noch ein warmes Gericht auf die Tafel zu stellen.“ — Damit hob er den Deckel auf; ein köstlicher Duft zog mit einer Dampfwolke durch den Saal, und mancher, der bei des Ratsherrn Worten ungläubig gelächelt hatte, verbrannte sich die Zunge an dem weitgeriesten Brei.

Heimkehr der Eidgenossen. 1515.

1. Von Marignano zogen sie her,
das Antlitz heimwärts gewendet,
die Schwerter schartig, zerkrümmt den Speer,
und die Ehre, die Ehre geschändet.
2. Wild loderte dem der Blick und grimm
von Kampfwut, mühsam verbissen;
der schwankte, ein finsterer Pilgerim,
den Leib von Wunden zerrissen.
3. Dort murrte einer im schwarzen Bart:
„Verfluchte welsche Erde!“
Ein andrer höhnte: „O stolze Fahrt!
Zum Schafstall kehrt die Herde!“
4. Doch als der Gotthard vor ihnen stand
mit Firnen und Felsenstiegen,
da klang vom Berg ein Horn ins Land,
da sahn sie die Heimat liegen.
5. Da warf die Heimat den ersten Gruss
über die Schar der Geschlagenen.
Sie stockten. Den Dienst versagte der Fuss
dem Leib, dem zornig getragenen.
6. Dann stöhnten sie wie das Tier in Qual
und wussten sich nicht zu fassen,
dass sie den Schlachtruhm zum erstenmal
einem andern gelassen.
7. Und rafften sich auf und zogen einher,
wo des Gotthards Tore stehen,
und zogen — und hoben die Augen nicht mehr,
mochten die Heimat nicht sehen.

Die Milchsuppe von Kappel.

Die Eidgenossen von der Limmat Strande,
sie folgen kühn dem neuen Glaubenslicht,
indes das Hirtenvolk im Alpenlande
für die Gebräuche seiner Väter ficht.

Von hier wie dort nahn kampfbereite Haufen,
um Kappels Feld mit Bruderblut zu taufen.

Schwül ist der Tag; der Hunger plagt die Glieder,
und Durst erschöpft die Kräfte hier und dorten;
man klagt und seufzt; man gönnt das Wort sich wieder.
Flugs kommen die herbei aus den fünf Orten
und stellen auf die Marchen einen Züber
mit süsser Milch und fettem Nidel drüber.

Milch ohne Brot lässt jeden Magen öde;
Brot ohne Milch, dem Gaumen schmeckt es trocken.
„Ihr Herrn von Zürich, auf! tut nicht so blöde;
lasst euer Brot uns in die Gelte brocken,
dass weidlich sich durchdringen Fett und Mager!“
So tönt's herüber aus der Feinde Lager.

Nicht zweimal lassen sich die Zürcher laden.
Gleich sind der Männer etliche zur Hand,
das schwarze Brot in weisser Milch zu baden.

Von beiden Seiten um der Gelte Rand
sieht man gelagert eine heitre Gruppe.

Gesegn' es Gott, und wohl bekomm' die Suppe!

Eins wird zuvor in Minne ausgemacht,
dass keiner seine Grenzen überschritte.

Ein jeder hab' auf seinen Löffel acht,
dass er nicht weiter lange als die Mitte.

Wer diesen Pakt mit grober Hand verletzet,
mit gröbrer werde dem ein Streich versetzt.

Das Mahl beginnt. Erst hält sich jeder züchtig
in seiner Grenze friedlichem Bereich;

doch bald wird der, bald jener fehdesüchtig,
und wie er weiter langt, paff! wird ihm gleich
mit derbem Löffelschlage heimgeleuchtet,

bevor der Bissen ihm den Mund gefeuchtet.

Und mit der Strafe mehrt sich das Gelüst,
auf fremdem Boden Beute zu erschnappen;
kaum hat der eine seine Schuld gebüsst,
lässt sich ein neuer auf der Tat ertappen.

Je härter (doch im Glimpf) die Schläge fallen,
 je lauter hört man das Gelächter schallen.
 Bald hatte sich, um diesen Schimpf und Scherz
 zu schau'n, ein dichter Kreis um sie geschlossen.
 Gar manchem ward es wieder wohl ums Herz
 am trüben Tag bei diesen Kinderpossen;
 ein leichter Blut strömt wieder durch die Adern;
 vergessen scheint der Span, um den sie hadern.

Da sprach Herr Jakob Sturm, der Bürgermeister
 von Strassburg: „Wie gar wunderliche Leut'
 seid doch ihr Schweizer; reiben sich die Geister
 auch noch so hart, des Zanks sie bald gereut;
 auch wann ihr grollt, wohnt Freundschaft im Gemüte,
 und nie verdirbt die alte Herzensgüte.“

Schwan und Fischotter.

Ich ging einmal an einem grossen See spazieren und hatte mich nach dem tiefern Uferrande begeben, um Muscheln zu suchen. Da hörte ich aus dem Schilfe, das sich in den See hineinzieht, ein ungewöhnliches Geräusch. Da ich mit grossen Wasserstiefeln bekleidet war, drang ich im Schilfe vor. Ich gewahrte einen Schwan auf seinem Neste, der sehr heftig mit den Flügeln schlug. Daneben zeigte sich der Kopf eines Fischotters, der bald von dieser, bald von jener Seite her aus dem Wasser hervorschoss. Offenbar wollte er durch diese Angriffe den Schwan von seinen Eiern vertreiben; es gelang ihm jedoch nicht. Da erhob er sich von einer festern Stelle mit drohendem Gebiss und funkelnden Augen gegen ihn. Ein fürchterlicher Schlag mit den Flügeln schleuderte den Otter mitten in das Schilf. „Der hat genug; du hast es brav gemacht, edles Tier“, dachte ich. Der Schwan aber schüttelte das Gefieder und schien die Eier im Neste zu überzählen. Dann zog er diese und jene Feder, welche beim Kampfe zerdrückt worden war, glättend durch den Schnabel. Da streckte er auf einmal den Hals gerade in die Höhe, indem er aufmerksam horchte. Ich hörte nichts; nur in einiger Entfernung bewegten sich bei völliger Windstille die Spitzen des Schilfes. Der Schwan aber breitete hastig die mächtigen Schwingen aus und fuhr kreisend über das Wasser hin und her. Der Otter war wieder da, tauchte auf und suchte den Schwan anzugreifen. Der Kampf wurde immer heftiger; das Schilf rund umher ward zerschlagen; hoch

spritzte das Wasser empor; das edle Tier blutete. Ich versuchte durch Rufen und Klatschen das Raubtier zu verscheuchen; denn die Schläge des Schwanes wurden immer matter. Die Tiere hörten und sahen nichts mehr. Noch ein gewaltiger Schlag! Der Otter musste getroffen worden sein; denn er trieb anscheinend tot auf dem Wasser hin. Doch schnell sich ermannen, sich wenden und dem ermatteten Kämpfer die Zähne in die Brust drücken, war eins. Vergebens suchte dieser mit dem festen Schnabel den Feind von sich loszureissen. Der Otter hing verbissen, doch wie leblos, an der Brust des edlen Vogels fest. —

Da drängte sich ein Kahn durch das Schilf; ein Fischer kam herbei, der das heftige Geräusch ebenfalls vernommen hatte. Wir fuhren rasch dem Kampfplatze zu. Als wir hinkamen, taumelte der treue Schwan aus seinem Neste; mit einem Fittiche deckte er noch die Eier. Beide waren tot, der Schwan und der Otter.

Am Rande des Waldes.

Der rote Vollmond war hinter den Tannen aufgegangen und stand nun mit seiner grossen Scheibe am Himmel, und seine Strahlen fielen durch die Zweige einer riesigen Buche, die am Waldrande stand. Allerlei Namen waren in ihre graue Rinde geschnitten, und manche von ihnen glichen dicken Narben und hatten durch das Wachstum des Buchenstammes eine ganz verzerrte Form bekommen. Unten am Stamme, wo die dicken Wurzeln sich in die Erde drängten, war an einer Stelle ein kleines Mauselloch. Der Abendwind säuselte in der Krone; sonst war nichts zu hören, Stille nah und fern.

Da blickten plötzlich aus dem Loche am Fusse der Buche zwei kleine, kluge, schwarze Augen, und ein winziger Kopf mit einer schnuppernden Nasenspitze war zu sehen. Zwei Ohren lauschten angestrengt nach allen Seiten; einen Augenblick schien der Kopf wie starr zu sein, und dann kam ein graues Mäuslein hervorgeschlüpft. Das hopste über die Baumwurzel, lief über den Fahrweg, der am Waldrande hinführte, sprang in eine tiefe Wagenspur und huschte geräuschlos und gewandt darin entlang. Ungefähr hundert Meter weit fand es eine Eichel, nagte daran, sprang dann quer über den Weg und wühlte sich in einen Haufen welker Eichenblätter. Lange blieb es darin verborgen, und nur wer aufmerksam zusah, merkte an ganz schwachen Bewegungen, dass ein Tier unter den Blättern war.

Endlich kam die Maus wieder hervor. Sie putzte sich den Pelz ab, strich sich mit den Vorderpfoten über den Kopf und machte sich auf den Heimweg. Der wurde ihr aber plötzlich durch einen herabgefallenen trockenen Zweig versperrt. Da bog sie schlank den Rücken, um darüber wegzukriechen. In demselben Augenblick aber spürte sie plötzlich einen furchtbaren Schmerz im Rücken. Mit den beiden Vorderpfoten umklammerte sie den Zweig vor sich, und dann wurden Maus und Zweig hoch in die Luft gehoben.

Mit lautlosem Flügelschlag war eine Eule den Waldrand entlang geflogen, hatte das Mäuschen an der Erde gesehen, mit den Krallen erfasst und wollte nun mit ihm davon fliegen. Weil es sich aber an den Zweig festgeklammert hatte, nahm die Eule auch diesen mit in die Luft. Das war eine ungewöhnliche Last. Die Maus liess den Zweig fahren; die Eule mochte glauben, die beste Beute verloren zu haben, öffnete die Krallen und machte kehrt, um ihn wieder zu packen. Der Zweig zerbrach; die Eule flog mit lautem „u-hu-u“ davon; das Mäuslein aber war mit blutigem Rücken, zu Tode erschöpft, in einen Dornbusch gefallen.

Das alles hatte sich viel rascher abgespielt, als ich es erzählen kann. Die Maus kroch bis an die Erde, stolperte über den höckerigen Weg und wollte auf ihm entlang nach Hause, zu ihrem Gange unter der dicken Wurzel der Buche huschen. Unterwegs versagten ihr die Kräfte. Sie blieb schon nach wenigen Sprüngen wie tot liegen.

Als die Sonne am andern Morgen auf den einsamen Waldweg schien, lag in einer Vertiefung die tote Maus mit dem aufgerissenen Rücken. Die Sonnenstrahlen konnten sie nicht wieder beleben. Sie war schon steif und kalt. Die Bäume rauschten; die Vögel sangen; ein Bauer mit der Pfeife im Munde und einer Sense auf der Schulter ging des Weges; aber niemand beachtete die Maus. Die lag auf der Erde, und der Körper fing an schlecht zu werden und begann zu riechen. So lag sie den ganzen Tag und die folgende Nacht. Als dann aber am nächsten Tage die Sonne hoch am Himmel stand und heiss herunterbrannte, kamen die Fliegen und versuchten, an dem blutigen Rücken zu saugen. Immer mehr kamen, und zuletzt war er ganz mit Fliegen bedeckt.

Da flog ein Käfer durch die Luft über den Weg. In einem grossen Bogen flog er um die tote Maus; er liess sich auf ihr nieder, verjagte die Fliegen durch seine Ankunft,

krabbelte auf der Maus entlang, und der rote Streifen, der sich quer über seine Flügeldecken zog, leuchtete im Sonnenschein. Der Käfer kroch unter die Maus. Die Fliegen aber, die sich immer wieder von neuem auf ihr niederliessen, wurden alle Augenblicke von ihm aufgescheucht; denn er, der darunter sass, krabbelte und wühlte, und die Maus hob und senkte sich bald nach dieser, bald nach jener Seite hin. Nach einer halben Stunde kam noch ein Käfer von derselben Art geflogen und dann noch einer. Auch sie verschwanden unter dem toten Körper und begannen wie der erste zu wühlen und zu scharren. An den Seiten wurde Erde aufgeworfen, während die Maus immer tiefer und tiefer sank und zuletzt ganz in der Erde lag. Drei Totengräber waren gekommen, um sie zu begraben. Als nichts mehr von ihr zu sehen war, kamen die Käfer wieder herausgekrabbelt, putzten sich und flogen davon.

Nun war die Luft wieder rein. Auch die feinste Nase roch nichts mehr von dem toten Tiere. Es war begraben und konnte ohne Schaden in der Erde verwesen. Das tat es auch. Was für winzig feine Glasperlen aber mochten das sein, die am Leibe der toten Maus klebten? Sie waren mit klarem Wasser gefüllt, und in jeder schwamm ein feines Pünktchen herum. Das Pünktchen wurde grösser und grösser mit jedem Tag und wuchs zu einem Komma. Ja, wenn man es unter ein Vergrösserungsglas gelegt hätte, hätte man sogar sehen können, dass es sich langsam bewegte. Immer mehr schwand das Wasser, und immer grösser wurde das Komma. Zuletzt war es so gewachsen, dass es kaum Platz darin hatte, und als es sich wieder einmal stark bewegt und herumgedreht hatte in seiner Glaskugel, da bekam diese plötzlich einen Sprung, und heraus kroch ein weisses Würmchen; das war so klein, dass es kaum zu sehen war. Das Würmlein sass nun an der toten Maus, deren Fleisch schon stark verfault war. Aber das kümmerte unser Würmchen nicht. Es mochte wohl nichts von dem schlechten Geruche merken; denn es fing an, an dem faulen Fleische zu saugen, und sog und sog und frass sich tief hinein. Jeden Tag wurde es dicker und fetter. Das faule Fleisch bekam ihm anscheinend sehr gut. So war es nach einigen Wochen so gewachsen und hatte so viel gegessen, dass es sich nicht mehr zu rühren vermochte; sein weisses Kleid wurde ihm zu eng. Da hörte es auf zu essen und kroch aus der toten Maus heraus, tiefer nach unten in die Erde, machte sich eine kleine Höhle zurecht und legte sich still hin, als wenn es sterben

wollte. Ja, sein Kleid war ihm zu eng geworden, und als es sich noch ein paarmal bewegte, um sich noch bequemer zu legen, da platzte ihm die Haut der Länge nach auf, und in der kleinen Höhle lag ein gelbbraunes Tier ohne Arme und Beine, ohne Kopf und Augen und Mund. Wie eine Tonne mit einem spitzen Ende lag es da und konnte sich nicht rühren noch regen. Nur das spitze Schwanzende konnte es ein wenig nach beiden Seiten bewegen. Und hätte es das nicht gekonnt, würde man überhaupt nicht geglaubt haben, dass noch Leben in ihm sei. So lag es in der Erde und kümmernte sich um nichts. Es merkte nichts davon, dass die Bäume gelbes Laub bekamen, merkte nichts von der dichten, raschelnden Decke herabgefallener Blätter, fühlte nichts von den ersten Nachfrösten; es lag und schlief und hörte nicht den Sturm durch den winterkahlen Wald brausen; es wusste nichts von dem vielen Schnee, der Baum und Busch und Feld und Wald bedeckte. Es verschlief den ganzen Winter.

Als aber die warme Frühlingssonne die Erde erwärmte, und die neue Wärme bis in sein kühles Lager drang, da wurde es ihm zu ungemütlich in dem Gefängnis, und gar manches Mal schlug es ungeduldig mit dem spitzen Ende seines Körpers hin und her. Und bei einer solchen Gelegenheit geschah es, dass ihm wieder sein Kleid platzte, und heraus kam diesmal — ein Totengräber. Ein Käfer kroch heraus, dem unter der geplatzten braunen Hülle Kopf, Flügel und Beine gewachsen waren. Der arbeitete sich nun aus der dunklen, schwarzen Erde heraus und kam eines schönen Frühlingstages ans Licht, machte sich sauber und flog davon. — —

Merkt ihr nun, was für Glasperlen das waren, die an der toten Maus klebten? Wisst ihr nun, wer die Perlen dahin gebracht hatte? Wisst ihr auch, warum die Totengräber sich so abquälten, um die Maus zu begraben?

Bergmannsgruss.

1. Glückauf, du holdes Sonnenlicht;
sei innig mir gegrüsst!
Der achtet deiner Strahlen nicht,
der täglich sie genießt.
2. Ich aber steige Tag für Tag
hinab in tiefen Schacht,
wo bei des Fäustels munterm Schlag
kein Sonnenstrahl mir lacht.

3. Drum grüsst dich auch der Bergmann froh,
steigt er zum Licht herauf;
kein ander Herz begrüsst dich so,
kein Mund ruft so: „Glück auf!“

Abschied.

1. Die Welt ist so schön, die Welt ist so weit!
Zum Abschied stehet der Bursche bereit;
durchwandern will er nun Stadt und Land,
zu lernen und schau'n, was ihm unbekannt.
2. Das schwellt ihm die Seele und weitet sein Herz;
doch als er wollt' gehen, da legt sich der Schmerz
des Abschieds auf ihn und stimmt ihn trüb;
denn nun gilt's zu scheiden von dem, was ihm lieb.
3. Sein letzter Gang Grossmütterchen gilt;
das schaut ihm ins Auge so lieb und mild,
umfasst seine Hand und drückt sie voll Weh:
„Ob ich meinen Liebling wohl wieder seh'?“
4. „Wie Gott will,“ so spricht sie mit frommem Sinn.
„Mein Segen zieh' mit dir durchs Leben hin,
durchs Leben so fährlich, voll Sturm und Not;
's gibt harte Herzen und hartes Brot.
5. Da kämpfe dich durch, steh' aufrecht und grad,
und treu sei dir selbst, wenn Versuchung naht!
Dann kehrst als ein Mann du, das Herz voll Glück,
geachtet ins heimische Dörflein zurück.“

Selbstüberwindung.

Der berühmte Astronom Mädler wünschte schon als Knabe, Naturforscher werden zu dürfen. „Das ist nicht so leicht, mein Junge“, sagte der Vater; „ein Naturforscher darf vor nichts zurückschrecken. Er muss Spinnen essen können!“ Mädler ging still hinaus. Als aber vierzehn Tage verflossen waren, trat er in des Vaters Stube mit einem grossen Butterbrot, das dick mit Spinnen belegt war. „Sieh, Vater, nun kann ich's!“ sagte er und biss herzhaft hinein.

Die Apfelbäume.

Im Sand am Wege stand ein mächt'ger Apfelbaum;
 sein grüner Wipfel trug die Last der Früchte kaum.
 Nicht fern dem reichen Baum ein armes Bäumchen stand,
 an dem nur wenig Laub und keine Frucht sich fand;
 das seufzte: „Wer hat dich genährt mit Überfluss,
 da ich dich neben dir im Sand verschmachten muss?“
 „Kind,“ sprach der reiche Baum, „als ich so alt wie du,
 liess mir ein innrer Drang bei Tag und Nacht nicht Ruh;
 ich trieb die Wurzeln tief mit Mühe in den Sand,
 so lang, bis ich zuletzt fruchtbaren Boden fand.“

Sei Liebe und Licht!

Es duften die Blumen, es strahlet das Licht
 der Sterne vom Himmel; sie wissen es nicht.
 So leuchtet die Liebe vom himmlischen Zelt,
 die Sonne voll Segen herab auf die Welt.
 Auch du geh in Stille die Wege der Pflicht;
 wie Blumen und Sterne sei Liebe und Licht!

Sprüche.

1. Tu nur das Rechte in deinen Sachen;
 das andre wird sich von selber machen.
2. Willst du glücklich sein im Leben,
 trage bei zu andrer Glück;
 denn die Freude, die wir geben,
 kehrt ins eigne Herz zurück.
3. Bei allem, was du tust, bedenke das Ende!
4. Vergleichen und vertragen
 ist besser als zanken und klagen.
5. Bewusstsein treu erfüllter Pflicht lässt schreiten
 dich sorglos freudig durch die trübsten Zeiten.
6. Prah! nicht heute: „Morgen will
 dieses oder das ich tun!“
 Schweige doch bis morgen still;
 sage dann: „Das tat ich nun!“

7. Musterhaft und meisterhaft
wirst du nie in allen Dingen;
dennoch nach der Meisterschaft
musst du unaufhörlich ringen.
8. Wer vieles wünscht, entbehret viel;
wer vieles hat, verzehret viel.
Bescheidner Wunsch und mässiger Genuss
hat viel Vergnügen und wenig Verdruss.

Sprichwörter.

1. Gestrenge Herren regieren nicht lange.
2. Der gerade Weg ist der beste.
3. Gesundheit ist der beste Reichtum.
4. Geduld ist die beste Arznei.
5. Fleiss ist des Glückes Vater.
6. Zornes Ausgang ist der Reue Anfang.
7. Ein Sperling in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache.
8. Übermass sprengt das Fass.
9. Das Unglück schickt keinen Boten.
10. Niemand ist so alt, dass er nicht zu lernen hätte.
11. Spare in der Zeit, so hast du in der Not.
12. Ein Mann, ein Wort.
13. Besser spät als gar nicht.
14. Not bricht Eisen.
15. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.
16. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.
17. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.
18. Das Ei muss nicht klüger sein wollen als die Henne.
19. Wer zwei Hasen zugleich hetzt, fängt keinen.
20. Wer viel anfängt zu gleicher Zeit, macht alles halb und nichts geschieht.
21. Wenn der Faule nicht muss, rührt er nicht Hand noch Fuss;
fängt der Fleissige was an, treibt er sich selber an.
22. Wohltun trägt Zinsen.
23. Besser Unrecht leiden als Unrecht tun.
24. Viele Streiche fällen die Eiche.
25. Erst besinn's; dann beginn's!

Rätsel.

1. Was ist das für ein Wundertier?
 Es steht in dunkler Ecke hier,
 hat keinen Mund und keine Beine
 und fängt doch Mäuse, grosse und kleine;
 doch was es fängt, es niemals frisst.
 Wer sagt mir hurtig, was das ist?

2. Sag', liebes Kind, wie heisst man das?
 In jeder Stube hängt etwas;
 das hat kein Auge, keine Hand
 und nicht den mindesten Verstand.
 Doch malt es deutlich jedermann,
 wie's nur der beste Künstler kann.

3. Mit L ist es ein grosser Fisch;
 doch kommt er nicht auf jeden Tisch.
 Mit D ein viergebeintes Tier,
 kann graben wie ein Maulwurf schier.
 Mit W ist es der Biene Fleiss;
 mit M ist es Befehl, Geheiss.

4. Rate, was ich weiss:
 Es brennt und ist nicht heiss.

5. Jeder will's werden, niemand will's sein.
 Wer's ist, hat Beschwerden und mancherlei Pein.

6. Mit B bin ich verwandt mit dir;
 mit V bin ich des Zimmers Zier;
 mit H leb' ich im Waldrevier;
 mit N sitz' ich am Kopfe dir.

7. Mich trinken gerne gross und klein;
 doch muss ich braun geröstet sein.
 Nimmst Anfang du und Ende mir,
 so bin ich ein possierlich Tier.

8. Geworfen wird er überall
und lässt sich doch nicht fangen.
Er fällt auf alles, doch der Fall
verursacht uns kein Bangen.
9. Es ist ein kleines Vögelein,
mit A davor ein Tierlein klein;
das schafft mit Fleiss jahraus, jahrein,
kann jedermann ein Vorbild sein.
10. Im Winter schmückt es Baum und Strauch,
verschwindet schnell bei warmem Hauch.
Zum Spiele dient's; es hält das Fass.
Du hast's wohl schon erraten, was?
11. Sag' mir, ob du Schuhe weisst,
die man nicht am Fuss zerreisst.
12. Er hat einen Kamm und kämmt sich nicht;
er hat eine Sichel und ist kein Schnitter,
zwei mächtige Sporen und ist kein Ritter;
er singt beim ersten Tageslicht.
13. Mit H muss es sehr viel vollbringen;
mit W wirst du von ihm beschützt.
Mit R ist's an gar vielen Dingen;
mit S wird's oft zum Bau benützt.
Mit T bezeichnet's eitle Güter;
mit B ist es der Frauen Zier.
Mit L erfreut es die Gemüter
der Schiffenden wohl für und für.
14. Die besten Freunde, die wir haben,
sie kommen nur mit Schmerzen an,
und was sie uns für Weh getan,
ist fast so gross als ihre Gaben.
Und wenn sie wieder Abschied nehmen,
muss man zu Schmerzen sich bequemen.